

brauchs dieser Kategorie durchaus bedenkenswert, allerdings auch der Gefahr ausgesetzt, über das Ziel hinauszuschießen. Zum einen unterlegen Ganßmann/Wegler/Wolf ihre Kritik einen naiven Krisenbegriff, der im sozialwissenschaftlichen und marxistischen Diskurs bereits seit geraumer Zeit keine Rolle mehr spielt. Zum zweiten, und das ist bedeutender, hat ihr Verzicht auf eine theoretische Analyse des inneren historischen Zusammenhangs *der Form* des Sozialstaates und der dominanten Form des Akkumulationsregimes zugunsten einer systemtheoretisch inspirierten Departmentalisierung der Gesellschaft in Subsysteme einen Stabilitätsoptimismus zur Folge, der krisenhafte Entwicklungen leicht verkennt.

Ob eine sozusagen linksgewendete Systemtheorie die Analyse des Sozialstaates voranzubringen vermag, kann nachgelesen werden. Die Debatte über die »Krise oder Nicht-Krise des Sozialstaates« ist eröffnet.

Die Redaktion

Dieter Groh Strategien, Zeit und Ressourcen. Risikominimierung, Unterproduktivität und Mußpräferenz — die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomien*

Einleitung

Seit Jahrzehnten wird der Ruf nach einer »theoriegeleiteten« Geschichtswissenschaft, besonders aber nach einer »theorieorientierten Sozialgeschichte« erhoben. Von vornherein gab es unter denjenigen, die solche Forderungen stellten, propagierten und begründeten, Richtungen. Die eine, die ich der Einfachheit halber kurz die »Bielefelder« nennen möchte, forderte, daß »middle range theories« im Sinne einer als Eklektizismus — positiv — bezeichneten Haltung aus dem Angebot der meist aus USA reimportierten sozialwissenschaftlichen Theorien empirisch getestet werden sollten. Man dachte dabei vor allem an Makrotheorien: ökonomische Wachstumstheorien, die Theorien der langen wirtschaftlichen Wechsellagen, Theorien sozialer Schichtung, mit Maßen eine Klassentheorie mehr Weber'schen denn Marx'scher Provienz, vor allem und in erster Linie aber eine kritisch rezipierte Modernisierungstheorie, eine Art amerikanisierter Max Weber, dem man allerdings die Zweifel an den bereits zu seiner Zeit sichtbar werdenden negativen Folgen des »okzidentalen Rationalisierungsprozesses« ausgetrieben hatte.

Die andere Richtung, der ich mich selber zugehörig fühle, orientierte sich mehr an Frankreich, konkret: an der Historikerguppe, die sich seit Jahrzehnten um die »Annales« gebildet hatte. Hier ging es weniger um die Übernahme bestimmter Theorien oder etwa des Schlagworts Strukturgeschichte, sondern eher um die Übernahme einer bestimmten Haltung gegenüber dem Phänomen der Geschichte, vor allem aber um die Weite des Blicks: von der Mentalitätsgeschichte bis zur Wirtschaftsgeschichte, wie sie die großen Meister dort praktizierten. Es ging auch nicht um die Übernahme bestimmter Methoden, denn wie ich glaube, in einem Aufsatz über Strukturgeschichte als »totale Geschichte« (1971) nachgewiesen zu haben, besteht die Leistung der Gruppe um die »Annales« oder z.B. die Leistung Fernand Braudels nicht darin, theoriegeleitete Geschichte im strengen Sinn in methodisch stringenter Weise vorzuführen. Dieser Anspruch wurde auch nie erhoben. Ich erinnere mich noch an eine Diskussion mit Braudel Ende der 50er Jahre in Heidelberg, als er zu Werner Conze, halb spöttisch-halb ernsthaft sagte: »Werner, das ist eine theoretische Frage und die überlassen wir euch Deutschen. Vous, pas nous autres Français, vous êtes les Cartésiens!« Was mich und andere am Beispiel der Gruppe um die »Annales« besonders faszinierte und anregte, war die Offenheit gegenüber der Anthropologie im weitesten Sinn. Da-

* Andere Fassungen dieses Textes erschienen in: *Prometeo*. Rivista trimestrale di scienze e storia 3, 1985, No. 10, S. 14-25; *Development* 1986, No. 2; *Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, No. 5, 1986, S. 1-38; in: Seifert, E. (Hg.), *Ökonomie und Zeit*, Frankfurt/M. 1987.

zu kam dann zu Beginn der 70er Jahre noch der Einfluß E. P. Thompsons, der uns aber nicht dazu verführte, ihm auf seinem kulturalistischen Weg zu folgen (Groh 1980). In einem Aufsatz »Basisprozesse und Organisationsproblem« (1976), dessen englische Fassung (1979) wohl besser verständlich ist, entwickelte ich ein Forschungsprogramm für eine theoriegeleitete Geschichtswissenschaft: nicht auf der Basis von Theorien mittlerer Reichweite, sondern auf der Basis einer Makrotheorie — der undogmatisch rezipierten Marx'schen Theorie — und von Mikrotheorien, z.B. sozialpsychologischen und anthropologischen Theorien. 1980 modifizierte ich dann dieses Konzept, was die Makrotheorie betraf, in Richtung auf die Übernahme der von David Lockwood in einem berühmten Aufsatz von 1964 getroffenen analytischen Unterscheidung zwischen Systemintegration und Sozialintegration. Meinen Mitarbeitern und mir erschien dieser Lockwood'sche Vorschlag forschungsstrategisch sinnvoller zu sein als die allein für moderne Verhältnisse passende Marx'sche Theorie, die noch dazu mit einigen Defiziten behaftet war. Denn inzwischen hatten wir auch unsere primären Forschungsinteressen vom 19. und 20. Jahrhundert abgewandt und — so hoffe ich — eine Menge bei Pierre Bourdieu und Maurice Godelier gelernt. Dies geschah in Auseinandersetzung mit Thompson, dessen subjektivistischen Reduktionismus es ebenso zu vermeiden galt wie den objektivistischen, der von anderer Seite drohte (Groh 1980, 1982). Das Programm, auf den beiden analytisch geschiedenen Ebenen verschiedene Arten von Theorien zu verwenden — Makrotheorien auf der systemintegrativen, Mikrotheorien auf der sozialintegrativen — wurde zuerst im Bereich der Handwerksforschung in die Praxis umgesetzt (Grießinger 1981; Grießinger-Reith 1986; Eggers 1984).

Der heute in der Bundesrepublik in Form eines Weltanschauungskampfes geführten Auseinandersetzung zwischen Vertretern einer theoriegeleiteten Sozialgeschichte und sogenannten Alltagshistorikern stehen wir mit Gelassenheit gegenüber, da er uns kaum berührt; jedenfalls nicht, was die wissenschaftliche Seite betrifft. Fachpolitisch dagegen bedauere ich diese Auseinandersetzung und vor allem ihre Formen auf das nachdrücklichste: Man glaubt, einer Auseinandersetzung zwischen zwei wissenschaftlichen Paradigmen i.S. von Th. S. Kuhn beizuwohnen, zwischen deren Vertretern es definitionsgemäß keine Diskussion mehr geben kann. Ich habe dies in meinem Diskussionsbeitrag am letzten Tag des Berliner Historikerkongresses im Oktober 1984 vorausgesagt (Groh 1985) und bedauere, daß meine Voraussage eingetroffen ist. Während die Alltagshistoriker und Geschichtswerkstätten verschiedenster Genese und Ausrichtung in Hans Ulrich Wehler und der als »Bielefeld« apostrophierten Richtung beinahe eine Art Gottseibeius erblicken, der ihnen in satanischer Manier den Blick von »innen und von unten« vernebeln will, sieht Wehler — immerhin einer der verdienstvollsten Historiker der Bundesrepublik — in den oft nur halbprofessionalisierten, aber hoch motivierten und engagierten Historikern und Historikerinnen des Alltags eine Bedrohung der Errungenschaften des »okzidentalen Rationalismus«. Es ist wohl kaum zu leugnen, daß die »Bielefelder« Tendenzen zu einem objektivistischen Reduktionismus von Anfang an nachgegeben haben, während die jüngeren Alltagshistoriker im Gegenzug dazu einem spiegelbildlichen Reduktionismus huldigen. Auch müssen sich Wehler und Kocka bis zu den *dei minores* dieser Richtung mit Recht vorhalten lassen, sich bei ihrem Theorieeinkauf zu stark aus dem Arsenal der instrumentellen Vernunft bedient zu haben. Damit verlagert sich diese Diskussion auf das Feld der durch das Erscheinen von

Jürgen Habermas' Hauptwerk 1981 aktualisierten und verschärften Diskussion um instrumentelle und kommunikative Vernunft (Groh 1986).

Ich möchte heute ein weiteres Angebot zur Integration von Geschichte und Theorie ihrer kritischen Aufmerksamkeit unterbreiten. Es handelt sich um einen Versuch im Bereich der ökonomischen Anthropologie. Diese Unterdisziplin der Anthropologie hat sich seit den 30er Jahren etabliert und zählt so berühmte Anthropologen wie Borislav Malinowski, Richard Thurnwald und Marcel Mauss zu ihren Vätern. Beim Lesen archäologischer und anthropologischer Literatur, bei der Diskussion mit Ethnologen, Ökonomen, Biologen und Philosophen stieß ich auf das Problem, *ob* und *wie* sich Subsistenzökonomien von den Ökonomien marktwirtschaftlichen oder verwaltungswirtschaftlichen Typus *kategorial* unterscheiden. Im Laufe meiner Überlegungen schälte sich mehr und mehr eine zentrale Kategorie heraus, nämlich die der Risikovermeidung oder Risikominimierung, die mit zwei anderen Kategorien wie eine Art Regelsystem zusammenhängt: mit der Unterproduktivität und der Mußepräferenz.

1. Zur sozialen Logik von Subsistenzökonomien

Paradigmenwechsel

Im Jahre 1968 veröffentlichte der amerikanische Anthropologe Marshall Sahlins einen Aufsatz mit dem herausfordernden Titel »La première société d'abondance«. Die Herausforderung bestand darin, daß Sahlins die erste Überflugesellschaft in den Jäger- und Sammlerkulturen auf Steinzeitniveau sah. Von deren Angehörigen hatte man nämlich bis dahin angenommen, sie hätten ihr Leben am untersten Rand des Existenzminimums gefristet, vom ersten Tageslicht bis in die Nacht hinein Tieren nachgejagt und Früchte und Knollen gesammelt, ohne für Dinge jenseits der Befriedigung der täglichen Notdurft auch nur die geringste Zeit übrig zu haben. Überfluß und damit auch Kultur, so die gängige Auffassung weiter, hätten Seßhaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht zur Vorbedingung. Mit dem Übergang zu letzteren, mit der universalgeschichtlichen Innovation, die man gemeinhin Neolithische Revolution nennt, beginne eine Entwicklung, die konsequent in der modernen »affluent society« ende.

Freilich war eine solche Auffassung unter Anthropologen am Ende der sechziger Jahre kaum noch verbreitet. Aber Sahlins' Aufsatz, der 1972 mit anderen in seinem Buch »Stone Age Economics« zusammengefaßt wurde, machte doch ein breiteres Publikum mit einem Prozeß innerhalb der Forschungsdisziplin Anthropologie bekannt, den man ohne Übertreibung mit dem Begriff Paradigmenwechsel bezeichnen kann. Paradigmenwechsel meint hier den Abschied von der lange Zeit auch in der Anthropologie die theoretische Reflexion beherrschenden und die Interpretation der empirischen Daten leitenden impliziten Modernisierungstheorie. Wissenschaftsgeschichtlich läßt sich dieser Wandel der Forschungsperspektive als eine historistische Wende in der Anthropologie bezeichnen: Sie begann, vom Präsentismus und Ethnozentrismus Abschied zu nehmen. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts hatte der Ethnozentrismus die Form modernisierungstheoretischer Thesen angenommen.

Sie sind übrigens in vielen Humanwissenschaften, die Geschichte nicht ausgenommen, noch weit verbreitet. Einer der Väter der modernen Geschichtsschreibung und des Historismus, Leopold von Ranke, wandte bekanntlich gegen die erste Modernisierungstheorie, die teleologische Geschichtsauffassung der Aufklärung, ein, daß »jede Epoche unmittelbar zu Gott« sei. Zeitgemäß könnte man das mit dieser Aussage verbundene Postulat variieren und als neohistoristisches Programm gegen modernisierungstheoretische Auffassungen wenden mit der Forderung, jede soziale Logik sei vor dem Anthropologen oder Historiker gleichwertig und müsse zunächst einmal gemäß den ihr immanenten Prinzipien rekonstruiert werden. Was ist aber diese soziale Logik?

Als soziale Logik bezeichne ich eine aus dem Ensemble handlungsorientierter Normen und verhaltenssteuernder Regeln rekonstruierbare je spezifische Rationalität. Zu ihrer Bestimmung sind also beide Faktoren, Handlungen und Verhalten, unerlässlich. Denn Handlungen orientieren sich an gesellschaftlich sanktionierten Normen; Verhalten wird indes durch unbewußte Regeln gesteuert, die durch Traditionen überliefert werden und im Normalfall desymbolisiert, also nicht diskursfähig sind. Evidentermaßen ist die neohistoristische Perspektive eine relativistische. Ihr erscheint die soziale Logik, die spezifische Rationalität, die in unserer Gesellschaft herrscht, als nur eine unter vielen möglichen. Im Sinne des sozialen Regel- und Orientierungssystems, das ich als soziale Logik bezeichne, lassen sich unsere gängigen Urteile und Betrachtungsweisen mit anderen Vorstellungen konfrontieren. Wenn Menschen nur das besitzen, was sie leichtfüßig über längere Strecken mit sich tragen können, also ihre zum Jagen und Sammeln notwendigen Gerätschaften, dann müssen sie nicht arm sein, obwohl sie nach unseren Maßstäben am Rande äußerster *Armut* leben: Sie *besitzen* nämlich nur sehr wenige Gegenstände. Nach ihren eigenen Maßstäben leben sie allerdings im *Überfluß*: Sie haben alles, was sie benötigen, nämlich Nahrung und Kleidung reichlich und brauchen nur zu »arbeiten«, um es sich zu verschaffen. Wenn Menschen nicht solange arbeiten, bis sie alles das besitzen, von dem wir meinen, es gehöre unbedingt zu einem lebenswerten Leben, obwohl sie viel Zeit haben, dann müssen sie nicht *faul* sein. Sie können ja *Muße* als einen höheren Wert betrachten als wir. Wenn Menschen keine Vorräte aufhäufen, obwohl sie solche in möglichen Notzeiten unserer Meinung nach sehr gut gebrauchen könnten, sondern wenn sie statt dessen mit ihren Überschüssen Feste feiern und sich scheinbar sinnloser Verschwendung hingeben, dann müssen sie nicht *leichtfertig* und *kurzsichtig* sein. Sie können ja aus langer Erfahrung gelernt haben, daß es für einen selber *sicherer* ist, anderen — Nachbarn, benachbarten Stämmen oder Dörfern — das, was man zuviel hat, zu geben, als es aufzubewahren, wo es oft verdirbt oder ein Raub von Tieren wird. Denn die Nachbarn revanchieren sich dann, wenn sie auch eine gute Ernte eingebracht, einen guten Fang getan oder ein besonders großes Tier erlegt haben. Wenn Menschen nicht zu Ackerbau und Viehzucht übergehen, sondern am altgewohnten Jagen und Sammeln oder an der nomadisierenden Viehzucht festhalten, obwohl sie doch die sogenannten Segnungen der angeblich höheren Kulturstufe Ackerbau und Seßhaftigkeit seit Jahrhunderten, manchmal sogar seit Jahrtausenden vor Augen haben, dann müssen sie nicht primitiv und rückständig sein. Vielleicht wissen sie, daß ihre Lebensform ihnen mehr *Muße* erlaubt oder in dem von ihnen bewohnten Gebiet mehr *Überlebenssicherheit* bietet als Seßhaftigkeit und Ackerbau. Und zwar, weil sie die Möglichkeiten, die ihnen die ökolo-

gische Nische bietet, in der sie leben, mit ihrer traditionellen Lebensweise nicht ganz ausnutzen, also *unterproduktiv* sind, und so z.B. bei nichtvorhersehbaren Klimaschwankungen noch über einen *Sicherheitsspielraum* verfügen. Wenn Menschen sich als Ackerbauern hartnäckig weigern, z.B. die modernen hochgezüchteten und ertragreichen Getreidesorten anzubauen, um lieber ihre traditionellen Sorten, noch dazu in einem bestimmten Mischungsverhältnis, zu kultivieren, dann müssen sie nicht in dumpfen *Vorurteilen* befangen sein. Ähnliches gilt für das Beharren auf der traditionellen Einteilung der Acker- und Feldflur mit ihren zahlreichen kleinen und kleinsten Landstücken, die jeder modernen rationellen Bodenbearbeitung buchstäblich im Wege stehen. Auch in diesen Fällen kann es eine Einsicht sein, die längst nicht mehr sprachlich artikuliert werden kann, also desymbolisiert ist und in Traditionen und Regeln sich verfestigt hat: die Einsicht in das, was man in moderner Wissenschaftssprache *Risikominimierung* nennen könnte. Doch davon später. Der englische Sozialhistoriker E. P. Thompson hat die methodische Regel aufgestellt: »Decode the evidence of behaviour«. »Evidenz« würde dann in unseren Beispielen »Armut«, »Faulheit«, »Leichtsinn« und »Kurzsichtigkeit«, »Befangenheit in Vorurteilen« meinen. Nachdem wir diese Evidenz einem Decodierungsverfahren im Lichte der je spezifischen sozialen Logik unterworfen haben, hätten wir es zu tun mit: Überfluß aufgrund geringer Bedürfnisse, Mußepräferenz aufgrund anderer Vorstellungen davon, was das »gute und richtige Leben« im Sinne etwa von Aristoteles sei; dem Knüpfen und Erhalten verwandtschaftlicher und nachbarlicher Beziehungen zum Zwecke gegenseitiger Hilfe; dem Kalkül bestimmter Nutzungsarten der Umwelt im Sinne der Ausschaltung existenzbedrohender Risiken für Gruppe, Stamm oder Dorf in einer Lebensform, in der es keine übergreifende Daseinsfürsorge oder gar Daseinsvorsorge, etwa vonseiten eines Staates gibt.

Ökonomische Anthropologie

Wir haben mit den zitierten Beispielen die Steinzeitökonomie, die den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildete, bereits längst hinter uns gelassen. Wir bewegen uns in einem Gebiet, das man seit den dreißiger Jahren »ökonomische Anthropologie« nennt und das inzwischen auf eine umfangreiche Diskussion (vgl. van der Pas 1973) zurückblicken kann. Zu ihren ersten Vertretern in den beginnenden zwanziger Jahren zählen so berühmte Anthropologen wie Richard Thurnwald (1923), der aus Polen stammende und dann in England lehrende Bronislaw Malinowski (1921), der Erforscher der polynesischen Trobriand-Insulaner, und der französische Anthropologe und Soziologe Marcel Mauss mit seinem 150-Seiten-Essay über Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften mit dem Titel: »Die Gabe« (1975).

Die Erkenntnisse, die diese Unterdisziplin der Anthropologie oder Ethnologie in den folgenden Jahrzehnten gewann, vor allem aber die systematische Reichweite dieser Erkenntnisse, wurden dann in den vierziger Jahren in eingängige Formeln gebracht. Der aus Ungarn stammende, zuerst in Wien und später in London lehrende Ökonom und Ethnologe Karl Polanyi veröffentlichte 1944 ein Buch mit dem Titel: »The Great Transformation«, womit er die Zeit zwischen ca. 1750 und 1850 in Europa meinte. In dieser Zeit habe sich in den okzidentalischen Gesellschaften das Ökonomische als eigene Institution, die wir heute *Wirtschaft*

nennen, im wörtlichen Sinn herausgebildet. Polanyi sagt »disembedded«. Vorher habe es nur »embedded economies« gegeben, das heißt, ökonomisches Handeln war stets in übergreifende soziale Handlungszusammenhänge und in übergreifende Institutionen »eingebettet«. Ein autonomes Feld, das wir als ökonomisches bezeichnen, mit einer eigenen, nicht ausschließlich handlungstheoretisch beschreibbaren Logik und einer eigenen Theorie, der modernen Ökonomietheorie, habe es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in unserer Kultur nicht gegeben. Andere Kulturen hätten es dann in einem Prozeß, der bis in unsere Zeit reicht, teils freiwillig, teils gezwungen übernommen. Die von Polanyi begründete Richtung innerhalb der ökonomischen Anthropologie wurde die substantivistische genannt (vgl. Humphreys 1969; Valensi 1974); ihre Gegner, die Formalisten (vgl. Le Claire/Schneider (Hg.) 1968; Salisbury 1962), verfochten die universelle und überzeitliche Gültigkeit der modernen Ökonomietheorie. Mit im Zentrum der mehr empirisch orientierten Auseinandersetzungen standen und stehen Themen wie die Ausbildung von Märkten und die Entwicklung des Handels sowie die Verbreitung von Reziprozität.

Die Steinzeitökonomien oder andere Ökonomien, von denen hier die Rede ist, fallen alle unter die Kategorie der »embedded economies«. Wenn wir von ihnen sagen, sie seien zum großen Teil Subsistenzökonomien gewesen, die in ihnen Lebenden hätten oft Muße der Arbeit vorgezogen, um Zeit zum Miteinanderreden, zur Verehrung ihrer Ahnen, für rituelle Feiern usw. zu haben, sie hätten die Produktivität ihrer ökologischen Nische nur minimal genutzt, sie hätten Strategien benutzt, um Risiken zu vermeiden, so sind das alles Aussagen in einer Sprache, die denen, über die wir sprechen, nicht zur Verfügung gestanden hat. Und zwar nicht etwa, weil deren Sprache zu primitiv gewesen wäre. Auch das Griechische, Lateinische oder die europäischen Sprachen bis ins 16. oder manchmal sogar bis ins 18. Jahrhundert kannten Begriffe wie Arbeit, Muße, Risiko, Ökonomie, Produktivität, Zeit in unserem Sinne nicht, obwohl es manche dieser Wörter bereits gegeben hat. Die Parole, die Walter Rathenau nach dem Ersten Weltkrieg prägte: »Die Wirtschaft ist unser Schicksal«, wäre aus dem Munde des Perikles für seine Landsleute nicht nur unverständlich gewesen, der athenische Staatsmann hätte sie auch gar nicht formulieren können, weil ihm der Begriff in seiner Sprache nicht zur Verfügung gestanden hätte. Gleichwohl benützen wir heute solche Begriffe wie Ökonomie, Arbeitszeit, Muße, Risiko als analytische Kategorien, also als Kategorien, von denen wir wissen, daß sie sich, wenn überhaupt, nur mit verhältnismäßig großem wissenschaftlichen Aufwand in der empirischen Welt anderer Kulturen nachweisen lassen. Wenn wir uns ständig bewußt sind, daß es sich nur um solche analytischen Kategorien handelt, nämlich um *unser* wissenschaftliches Sprachspiel, vermeiden wir einen modernistischen Fehlschluß. Ein nicht minder gravierender Fehlschluß wäre es allerdings, unser wissenschaftliches Instrumentarium, unsere Wissenschaftssprache zugunsten eines modischen Irrationalismus aufzugeben. Wir könnten dann nämlich nur ahnen oder erfühlen, daß andere Kulturen anders waren, auf welche Weise aber könnten wir ebenso wenig begreifen, wie wir aus ihrem Verhalten und Handeln lernen könnten.

Subsistenzökonomien

Gleichsam den Prototyp solcher anderen, solcher eingebetteten Ökonomien im Sinne Karl Polanyis bilden die Subsistenzökonomien, unter die auch die von Marshall Sahlins beschriebene Steinzeitökonomie zu subsumieren ist. Sie folgen einer gänzlich anderen Logik als die moderne Marktökonomie, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert zuerst in Europa und Nordamerika, später dann in weiten Teilen der Erde durchgesetzt hat.

Als Subsistenzökonomie bezeichne ich solche Ökonomien, in denen die wichtigsten Mittel zum Leben und zum Überleben im weitesten Sinn im Haushalt, Dorf oder Stamm erzeugt werden und deren Handlungsorientierungen und Normen bestimmt werden durch das, was jeweils gruppenspezifisch als »gutes und richtiges Leben«, als »ausreichende Nahrung« und ähnliche sozialregulative Ideen definiert wird. Subsistenz umgreift immer sowohl die physische oder materielle als auch die soziale Existenz und meint nie die alleinige materiellen Bedürfnisse im engeren, d.h. in unserem Sinn. Subsistenzökonomien sind also stets materiell *und* kulturell definiert, was angesichts der Tatsache, daß sie »eingebettete« Ökonomien sind, selbstverständlich ist. Auch Jäger-Sammler-Ökonomien und agrarische Subsistenzwirtschaften sind nicht identisch mit Autarkie, denn es gibt in solchen Subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhängen meist auch Märkte und Warentausch, sei es als Tausch von zufällig, d.h. aufgrund günstiger Witterungsbedingungen produzierter Überschüsse, sei es aufgrund planmäßig erzeugter Überschüsse. Betont man die kulturelle und soziale Seite des Lebenszusammenhangs Subsistenzökonomie, so fielen alle Wirtschaftsformen darunter, in denen sozialregulative Ideen vorherrschen, die primär auf Erfüllung von sozialkulturell definierten Bedürfnissen ausgerichtet, aber noch nicht auf das Wachstumsparadigma hin orientiert sind. Die traditionelle europäische Handwerksökonomie bis ins 18. Jahrhundert (vgl. Griebinger 1981) ließe sich dann z.B. auch einer so definierten Subsistenzökonomie zuordnen. Eine solche Zuordnung ist freilich nicht ohne Probleme, ja der Begriff der Subsistenzökonomie selber wird neuerdings in Frage gestellt (vgl. Elwert/Wong 1980).

Vergleicht man eine derart definierte Wirtschaftsform mit unserer industriegesellschaftlichen, so stößt man auf erhebliche Unterschiede des Verhaltens und Handelns. Ließen sie sich zumindest tendenziell in allen Subsistenzökonomien nachweisen, so wären sie ein Ausfluß von deren sozialer Logik. Ich meine, daß sich die soziale Logik von Subsistenzökonomien qualitativ von der sozialen Logik von kapitalistischen Marktökonomien unterscheidet. Als kategoriale Differenzen möchte ich für meine Zwecke hier folgende auswählen, wobei die zuerst genannten Begriffe jeweils für Subsistenzökonomien, die dann genannten für unser Wirtschaftssystem gelten: Unterproduktivität versus Produktionsmaximierung; Mußepräferenz versus Maximierung materiellen Nutzens aus höchstmöglicher Arbeitsleistung; Risikominimierung versus Ertragsmaximierung; Gebrauchswertorientierung versus Tauschwertorientierung; das Prinzip »ausreichende Nahrung« versus Profitprinzip; Gruppeneinkommen versus individueller Einkommen.

Die letzten drei Begriffe, nämlich »Nahrungsprinzip«, Gebrauchswertorientierung und Gruppeneinkommen sind von den ersten drei derart abhängig, daß ich sie hier nicht für sich thematisieren muß. Ich kann mich deshalb auf Unterproduktivität, Mußepräferenz und Ri-

sikominimierung beschränken. Die *erste Hypothese* im Rahmen meiner kategorialen Rekonstruktion lautet: Diese drei Kategorien sind für die Erklärung des Verhaltens und Handelns in Subsistenzökonomien zentral und grundlegend. Meine *zweite Hypothese* läßt sich etwa so formulieren: Daß man die Möglichkeiten einer ökologischen Nische nicht voll ausnutzt, daß man der Muße einen sehr hohen Wert zumißt, daß man Jagd- und Sammelaktivitäten, Weidestrategien und Anbautechniken derart wählt, daß auch bei ungünstigsten äußeren Bedingungen das Überleben der Gruppe, des Dorfes oder des Stammes gesichert ist, diese drei Verhaltensweisen hängen zusammen wie ein Regelsystem. Meine *dritte Hypothese* lautet, daß man die erwähnten drei Kategorien auf eine einzige, nämlich auf die Vermeidung oder Minimierung von Risiko reduzieren kann. Sollte sich eine solche Hypothese verifizieren lassen, so könnte man den »harten Kern« der sozialen Logik von Subsistenzökonomien und damit auch von deren Verhaltensregeln und Handlungsnormen mit Hilfe dieser einen Kategorie erklären. Wäre die Risikominimierungsstrategie die zentrale Kategorie, dann stellte Unterproduktivität ihre Abbildung auf einer strukturanalytischen Ebene, Mußepräferenz ihre Abbildung auf einer kulturell-symbolischen Ebene dar. Denn Mußepräferenz ist auch lebensweltlich zugänglich, während Unterproduktivität eine analytische Kategorie ist, deren objektiver Sinn sich in subjektiven Sinnzusammenhängen durch kulturell-symbolische Praktiken nur höchst vermittelt zur Geltung bringt.

2. Unterproduktivität

Als Unterproduktivität bezeichne ich das Phänomen, daß Menschen oder Tiere das von ihnen bewohnte Gebiet, ihre ökologische Nische, nicht bis zur höchstmöglichen Grenze ausnutzen, sondern deutlich unter dieser Grenze bleiben. Gegen die Theorie von Thomas Malthus, formuliert 1798 in dessen »Essay on the Principle of Population«, könnte man sagen: »checks« für die jeweiligen Populationen resultieren unter den hier untersuchten Bedingungen nicht daraus, daß sie die Obergrenze ihrer Nahrungsbasis überschreiten und sich infolgedessen durch Krankheiten und Kriege wieder drastisch reduzieren. Unterproduktivität läßt sich auf eine Formel bringen, läßt sich quantifizieren, indem man von der »Carrying capacity« oder *Tragekapazität* eines Gebietes ausgeht. Die Tragekapazität wird in Anthropologie und Biologie definiert als die Population, die von einem bestimmten Stück Land oder See, ihrer ökologischen Nische also, leben kann, ohne das ökologische Gleichgewicht auf Dauer zu stören. Die Obergrenze wird dabei mit 100% angenommen. Nebenbei sei angemerkt, daß ein ökologisches Gleichgewicht nie ein stabiles, sondern stets ein dynamisches ist und daß die Eigenart eines Ökosystems sich ständig verändert, sei es, daß neue Arten in ihm auftreten, z.B. der Mensch, sei es, daß Arten verschwinden. Die Tragekapazität eines Ökosystems wurde in der Regel von Gruppen und Stämmen, die von Jagd und Sammeln oder von Kulturen mit langer Waldbrache leben, nur zu einem Prozentsatz ausgenutzt, der zwischen 10 und 70% schwankt (vgl. u.a. Polgar 1975; Lee/Vore 1968; Rappaport 1971; Sahlin 1972). Alfred Sauvy (1966) bezeichnet einen solchen Nutzungsgrad als »optimum economic population«.

Verhältnis von Unterproduktivität zu Mußepräferenz und Risikominimierung

Unterproduktivität, definiert als eine geringere Ausnutzung der Tragekapazität einer ökologischen Nische durch die darin Lebenden, scheint aufs engste mit der Bevorzugung von Muße und mit der Vermeidung von existenzbedrohenden Risiken zusammenzuhängen. Man kann sogar weitergehen und vermuten, daß Unterproduktivität auf Mußepräferenz und Risikominimierungsstrategien *reduzierbar* ist. Ich stütze die Reduzierbarkeitsvermutung mit folgenden Begründungen:

Zuerst zum Zusammenhang von Unterproduktivität und Mußepräferenz: Je höher man die Tragekapazität auslastet, desto geringer ist der Ertrag pro Einheit, etwa einer Stunde, der aufgewendeten Arbeit. Er entfernt sich immer mehr vom »economic optimum« (Sauvy 1966). Formuliert man diesen Satz im Licht der modernen Ökonomietheorie, so lautet die gesetzesförmige Aussage: Der Grenznutzen der Arbeit nimmt jenseits einer Auslastung der Tragekapazität von 50% immer rascher ab. Eine solche Annahme hat der französische Minister zur Zeit Ludwigs XV. und Anhänger der physiokratischen Lehre, Turgot, zum ersten Mal für die landwirtschaftliche Produktion als »Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses« formuliert (ca. 1767). Er ging dabei von der Beobachtung aus, daß etwa die Verdoppelung des Arbeitsaufwandes oder die Verdoppelung der Düngung auf einem bestimmten Stück Land keine Verdoppelung des Ertrages herbeiführt und daß bei einer Vervielfachung des Aufwandes der Ertrag noch weiter hinter der Erwartung zurückbleibt, also z.B. nur um das Doppelte ansteigen wird. Verschärft wird die Wirkung, die dieses Gesetz zum Ausdruck bringt, noch durch folgende Tatsache: Bei einer hohen Ausnutzung der Tragekapazität bis gegen 100% kann sich die Ausnutzung von Jagd-, Sammel- und Fischgründen oder von Weide- und Ackerböden nicht nur auf die ertragreichsten beschränken, sondern muß sich auch auf die Grenzgegenden oder Grenzböden ausdehnen. Diese sind aber bereits dadurch definiert, daß sie pro Einheit der aufgewendeten Arbeit einen geringeren Ertrag abwerfen als die besseren Böden. So gilt auf Böden minderer Qualität das Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses gleichsam auf zweifache Weise. Setzen wir dieses Gesetz nun zur Tatsache in Beziehung, daß Menschen in Subsistenzökonomien Muße mit als höchsten Wert einstufen, so wird deutlich, warum, falls kein Bevölkerungsdruck oder politischer Druck vorhanden ist, die Tragekapazität nicht voll ausgenutzt wird: Der Arbeitsaufwand für den Lebensunterhalt steige andernfalls überproportional an. — Das Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses gilt übrigens nicht nur für die landwirtschaftliche Tätigkeit, sondern für jede menschliche Tätigkeit: für wissenschaftliche Arbeit ebenso wie für die künstlerisch-reproduktive Tätigkeit, etwa des Musikers, für die Ernährung ebenso wie für das Training im Sport. Außerdem bildet es in modifizierter Form als Theorem vom abnehmenden Grenzertrag im »Marginalismus« die Grundlage der subjektiven Wertlehre und der modernen Ökonomietheorie überhaupt.

Als nächstes möchte ich den Zusammenhang von Unterproduktivität und Risikominimierungsstrategien kurz skizzieren. Je höher die Tragekapazität einer ökologischen Nische unter normalen Bedingungen ausgelastet wird, desto geringer sind die Reserven für den Fall, in dem ungünstige und praktisch unvorhersehbare Bedingungen, wie z.B. extreme meteorologische Schwankungen, die Nahrungsbasis drastisch vermindern. Das heißt, im Not- oder

Katastrophenfall bietet die geringe Ausnutzung der Ressourcen (= Unterproduktivität) die Möglichkeit, über Raum- und Nahrungsreserven zu verfügen. Der damit aufgewiesene Zusammenhang steht in offenbarem Widerspruch zur Definition der Tragekapazität, wie ich sie zuerst gegeben habe. Ein solcher Widerspruch läßt sich jedoch auflösen, wenn man folgende Überlegungen anstellt:

a) Die Grenzen der Tragekapazität einer ökologischen Nische sind sowohl in Richtung auf den höchsten als auch auf den niedrigsten Ertrag äußerst elastisch. Mit anderen Worten: Umwelt ist stets von zeitlich variabler und komplexer zyklischer Natur. Eine solche Variabilität und Komplexität kann noch gesteigert werden, denn die mittelfristigen Durchschnittswerte, die wir als Tragekapazität definieren, sind technisch beeinflussbar: Man kann Konkurrenten ausschalten, neue Nahrungsmittel entdecken, einführen oder genießbar machen, z.B. indem man sie kocht.

b) Die Tragekapazität einer ökologischen Nische ist ein wissenschaftlich mit Hilfe statistischer Methoden aus Ober- und Unterwerten ermittelter Durchschnittswert, also ein analytisches Instrument, das den in ihr Lebenden gar nicht zugänglich ist. Für Risikovermeidungs- oder Minimierungsstrategien, die die Überlebens- und Vermehrungschancen einer Population oder Gattung erhöhen, sind solche Mittelwerte aber irrelevant. Die Evidenz dieses Arguments erhellt am besten ein Gedankenexperiment: Eine Orientierung an solchen Durchschnittswerten, wären sie ihr je zugänglich gewesen, hätte über kurz oder lang zum Untergang jeder Population geführt.

Trotzdem erscheint es mir nicht sinnvoll, auf den Begriff der Tragekapazität wegen des Einwandes zu verzichten, er sei allein ein analytisches Instrument. Denn ist man sich seiner mangelnden Reichweite bewußt, ist er sicher für wissenschaftliche Untersuchungen nützlich. In unserem Fall etwa bringt er eine *Tendenz* sämtlicher Ökonomien, die nicht unter dem Zwang stehen, ein Mehrprodukt zu erzeugen, zum Vorschein: Solche Ökonomien nutzen in der Regel die Tragekapazität nur bis zu einem Grad aus, der weit unter der oberen Grenze liegt (vgl. u.a. Löfgren 1976; Wrigley 1969).

3. Mußpräferenz

Die Mußpräferenz ist der Vorzug oder der hohe Nutzen, den die in Subsistenzökonomien Lebenden der Nichtarbeit einräumen. Von Entwicklungsökonomien wird eine solche Wertschätzung oft als verborgene Arbeitslosigkeit angesehen. Über eine solche, allzu ethnozentrische Perspektive sind Autoren wie Colin Clark und Margaret Haswell allerdings hinaus:

»Der Entwicklungshelfer, der versucht, den Subsistenzbauern dahin zu bringen, viel länger zu arbeiten, als er es heute tut, muß ihm als Entgelt einen hohen Grenznutzen pro Arbeitsstunde anbieten. Stellt für den Subsistenzbauern seine Muße also einen Wert dar? Einige Ökonomen haben diese Frage allzusehr verneint. Aber untersucht man dieses Problem näher, macht eine solche Antwort kaum Sinn. Wenn Muße wirklich keinen Wert hätte, dann würden Menschen für nichts oder für beinahe nichts arbeiten. Die seltsame Tatsache, daß an sämtlichen Orten und zu sämtlichen Zeiten, über die wir Bescheid wissen, auch der arme Landarbeiter nicht für weniger als das Äquivalent von ca. 3 kg Getreide pro Tag arbeitet, gibt uns ein interessantes, wenn auch nur annäherndes Maß für den Wert an die Hand, den sehr arme Menschen ihrer Muße zumessen« (Clark/Haswell 1970, S. 139).

Eine weitere Möglichkeit, sich eine Vorstellung quantitativer Art vom Arbeitsaufwand in Subsistenzökonomien zu bilden, bietet die Messung der durchschnittlichen Arbeitsleistung pro Tag. Hier ist jedoch eine Einschränkung zu machen: Wie wir wissen, gibt es den Begriff *Arbeit* in solchen Wirtschaftsformen nicht; Menschen arbeiten auch nicht in unserem Sinn so, daß Arbeit zeitlich exakt meßbar wäre. Arbeit ist »eingebettet« in vielfältige Kommunikationsweisen bis hin zu religiösen Ritualen. Die sorgfältigste Messung kann uns also nur Anhaltswerte an die Hand geben, die tendenziell eher zu hoch als zu niedrig liegen. Liest man die anthropologische Literatur im Hinblick auf diese Frage, so erreicht der durchschnittliche Arbeitsaufwand in Ökonomien auf Jäger-, Sammler-, Hirtennomaden- oder agrarischer Basis, natürlich ohne Surplus erzwingende Institutionen, eine bis allerhöchstens vier Stunden pro Tag, umgerechnet auf das gesamte Jahr (vgl. u.a. Boserup 1965, S. 24-28; Clark/Haswell 1970; Lee 1968; Sahlins 1972, S. 51-69). — Die Bevölkerungsdichte schwankt bei diesen Wirtschaftsweisen zwischen einer Person pro km² in reinen Jägerkulturen und über 80 Personen pro km² bei bestimmten Brandrodungskulturen. Das Produktivitätskriterium, d.h. der Energieaufwand in Beziehung gesetzt zum Energieertrag, ergibt für eine Kalorie Aufwand bis zu 50 Kalorien Ertrag; ein in moderneren, »fortgeschrittenen« Wirtschaftsformen allenfalls in China erreichbares Ergebnis.

Die Wirkung technologischer Innovation und das Problem der Neolithischen Revolution

Eine Probe auf die Triftigkeit der Annahme, daß die hohe Wertschätzung der Muße ein zentrales Moment der hier behandelten Subsistenzökonomien darstellt, ist die Reaktion solcher Kulturen auf die Einführung von neuen technischen Möglichkeiten. Hierzu nur zwei Beispiele. Die Reaktion kann verlaufen wie in dem von Richard Salisbury (1962) geschilderten Fall der Einführung von Stahläxten bei den Siane auf Neuguinea, bei einem Stamm, der Brandrodung praktiziert. Salisbury berichtet, daß die Siane diese technische Innovation ausschließlich dafür benutzen, um die *Arbeitseffizienz*, d.h. um das Verhältnis zwischen aufgewendeter Arbeit und Ertrag zu erhöhen, nicht aber dazu, um mehr zu erzeugen als bisher. Das wäre auch insofern sinnlos gewesen, weil die Produktion über den unmittelbaren Bedarf hinaus verrottet wäre. Die für den Lebensunterhalt notwendige Arbeitszeit wurde um ein Drittel reduziert, so daß mehr Muße zur Verfügung stand, um Zeremonien und Feste zu feiern, rituelle Kämpfe zu veranstalten und anderes mehr. — Oder die Reaktion kann verlaufen wie bei den gut erforschten Kalahari-Buschmännern, die ethnologisch und linguistisch den San zugehören (vgl. Lee 1968; Lee/de Vore 1968). Sie sehen sich durch ihre Nachbarn mit einer technologischen Innovation, dem Ackerbau, konfrontiert, der evidentmaßen einen höheren Arbeits- sprich Zeitaufwand erfordert und eine Veränderung der gesamten Lebensweise bedeutet. Sie mußten zwar angesichts ihrer Umwelt komplizierte Strategien entwickeln, um sich in der Trockenzeit ausreichend mit Wasser zu versorgen, Nahrung haben sie aber im Überfluß, wobei bestimmte Nußarten bei einigen Gruppen Grundnahrungsmittel sind. Als Richard Lee einen Dobe !kung-Buschmann fragte, warum seine Gruppe sich nicht wie ihre Nachbarn von Ackerbau ernährte und statt dessen jagte und sammelte, antwortete dieser: »Why should we plant, when there are so many manganonuts in the world?«

Voraussetzung für solche Reaktionen im Sinne der Mußepräferenz ist natürlich die Tatsache, daß Ressourcen (gleich Land) reichlich zur Verfügung stehen, weil kein Bevölkerungsdruck vorhanden ist, sowie daß Arbeit und Zeit keine knappen Güter darstellen. Deren Knappheit (wie die jeder anderen Ressource auch) ist ja das Hauptaxiom der heute herrschenden ökonomischen Theorie. Sie definiert ökonomisches Handeln folgendermaßen: Wenn alle Individuen nach höchstmöglichem Nutzen streben, der jeweils noch zu bestimmen ist, dann ist ökonomisches Handeln die Entscheidung darüber, an welcher Stelle knappe Mittel eingesetzt werden können, um eben den höchsten Nutzen zu erzielen. Oder, anders ausgedrückt: Wenn alle Individuen Nutzen optimieren, ist ökonomisches Handeln die optimale Allokation knapper Ressourcen. Die geschilderten und die Reaktionen, die die einschlägige Literatur reichlich verzeichnet, sind auch ein Beleg für Richard Wilkinsons (1973) These, daß nur Kulturen, die ökologisch, soziokulturell oder auf andere Weise aus dem Gleichgewicht und deshalb in »poverty« oder »stress« geraten, Angebote größerer technologischer Effizienz in Entwicklungen technischer, organisatorischer oder ökonomischer Art, nach unserer Definition in Fortschritt umsetzen. »Progress« resultierte dann nicht aus Überfluß, sondern im Gegenteil aus »poverty«. Ein Blick in die Geschichte scheint diese These zu bestätigen. So sind offenbar die Anfänge der Industriellen Revolution mit einer Energiekrise — Holzknappeheit! — ursächlich verbunden (vgl. Sieferle 1982).

Materielle und soziale Ressourcen

Die Siane, von deren Reaktion auf die Einführung von Stahläxten, und die Dobe !kung, von deren Ablehnung des Ackerbaus oben die Rede war, folgten offenbar der Idee des »guten und richtigen Lebens«, als sie technologische Innovationen entweder dazu ausnutzten, weniger als bisher zu arbeiten, oder aber nicht übernahmen, weil sie dann hätten mehr arbeiten müssen. Diese Idee orientiert sich immer am materiellen *und* sozialen Leben. Eine solche wissenschaftliche Unterscheidung wird allerdings nur von uns getroffen, denn in der hier untersuchten Ökonomieform gibt es die Unterscheidung zwischen Arbeit und Interaktion oder zwischen instrumentellem und kommunikativem Handeln nicht. Um die soziale, die kommunikative Seite des Handelns aufrechtzuerhalten und fortzusetzen, oder, anders ausgedrückt, um sie zu reproduzieren, werden periodisch Feste gefeiert und religiöse Rituale zelebriert. Alle diese Handlungen sind nicht nur solche reiner Kommunikation untereinander, mit den Ahnen, mit höheren Wesen oder Göttern. Man benötigt für sie außerdem eine Menge Zeit und auch beträchtliche Mengen an Nahrungsmitteln und Getränken. Funktional betrachtet erfüllen solche Feste, Feiern und Rituale vor allem den Zweck, die *Gruppenidentität* und damit den Gruppenzusammenhalt und die Gruppensolidarität zu stärken. Über die meist weitverzweigten Verwandtschaftsverhältnisse hinaus wird damit das soziale Netz gegenseitiger Hilfe stets wieder neu geflickt und gestärkt. Ohne dieses Netz wäre auch die rein materielle Subsistenz auf Dauer nicht gesichert. Wir wollen das, was eben skizziert wurde, den Komplex sozialer Ressourcen nennen.

Er gehört einmal in den Zusammenhang von Mußepräferenz, weil für seine Aufrechterhaltung in kommunikativen Akten ein großer Zeitaufwand erforderlich ist. Muße wäre dann gleichsam eine Ressource für soziale Ressourcen. Zweitens gehört dieser Komplex sozialer

Ressourcen in den Zusammenhang der Vermeidung von das Überleben bedrohender Risiken, denn der dafür getriebene hohe Aufwand an Zeit und Mitteln kommt der Daseinsicherung zugute. Da es ohne die Bevorzugung der Muße wohl kaum genügend Zeit für das Miteinanderreden, das Miteinanderfeiern, das Miteinander-die-höheren-Wesen-Anbeten in dem Umfang gäbe, wie es in solchen Gesellschaften nötig ist, um die sozialen Sicherheitsnetze zu erhalten und zu verstärken, kann man annehmen, daß Mußepräferenz als kulturelles Phänomen auf Risikominimierung reduzierbar ist.

Die von der neoklassischen Mikrotheorie als universell gültig angenommene Voraussetzung, alle Individuen optimierten Nutzen, trifft zwar auf Subsistenzökonomien dann zu, wenn man Muße als Nutzen definiert, aber die als ebenso universell gültig angenommene Definition, ökonomisches Handeln sei die optimale Allokation knapper Ressourcen, trifft auf Subsistenzökonomien nicht zu, denn die Rede von Arbeit und Zeit als knappen Gütern macht in solchen Ökonomien in der Regel keinen Sinn. Eine andere Barriere, die in Subsistenzökonomien die Anwendung moderner Mikrotheorie erschwert, oder, wie manche Autoren meinen, gänzlich verhindert, ist die sozialregulative Idee des »guten und richtigen Lebens«. Sie wird konkretisiert gemäß den Standards der jeweiligen Gruppe, und diese Standards orientieren sich immer, wie oben bereits gesagt, an der Reproduktion des materiellen *und* sozialen Lebens. Die analytische Unterscheidung zwischen materieller Reproduktion und Kultur verweist aber genau auf das Problem einer »formalistischen« ökonomischen Reduktion: Die Kosten eines Festes z.B. bringen Nutzen in Form »symbolischen Kapitals« (Bourdieu) und, nicht zu vergessen, Freude und Spaß. Wieviel von diesen Kosten kann als investiv, wieviel kann als konsumtiv definiert werden? Allgemeiner ausgedrückt handelt es sich um das Problem, verschiedene *Gebrauchswertgrößen* auf eine einzige Qualität zu reduzieren, eine Reduktion, die man empirisch erst in modernen Marktökonomien vornehmen kann (vgl. Elwert/Wong 1980).

4. Risikominimierungsstrategien

Evolutionsgeschichtliche Aspekte

Nach den als Mußepräferenz bezeichneten Arbeitsvermeidungsstrategien nun zu den *Risikominimierungsstrategien*. Zwar waren, wie wir heute wissen, Mangel und Not nicht ständige Begleiter unserer Vorfahren in ihrer langdauernden Geschichte. Gleichwohl bildete deren Vermeidung ihre ständige Sorge. Die durch Tradition, Erfahrung und Lernen eingeübten Verhaltensweisen, die am besten mit dem Begriff »Habitus« im Sinne Bourdieus zu erklären sind, kumulierten sich zu einer Strategie. Lernen durch trial and error war bei der Ausbildung solcher Überlebensstrategien nur begrenzt möglich, da Lernprozesse mit tödlichem Ausgang einen bestimmten Anteil nicht überschreiten durften, sollte die Gattung überleben. Risikominimierungsstrategien wirkten sich evolutionsgeschichtlich positiv aus, da sie die Überlebens- und Vermehrungschancen eines bestimmten Habitus erhöhten. Offenbar gehört auch der von der Soziobiologie in den letzten Jahren untersuchte »Mutualismus« oder »Altruismus« in der Tierwelt ins Repertoire einer solchen Strategie (vgl. z.B.

Axelrod 1982; Fox 1975; Krebs/Davis 1978, 1981). Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß die starke Betonung des Vorherrschens von Risikominimierungsstrategien die Plastizität des Verhaltens der Arten etwas unterbewertet. Vielleicht ist »risk avoiding« nur ein Weg, denn es gibt auch Arten, die sehr »risk prone« operieren. Die hinter beiden »Strategien« sich zeigende Tendenz zur Stabilisierung ist vielleicht das Hauptprinzip der Evolution. Was die Anthropologie betrifft, so bilden Risikominimierungsstrategien den »harten Kern« der sozialen Logik vormoderner Gesellschaften oder Ökonomien. Wie wir gesehen haben, hängen sie sehr eng mit Unterproduktivität und der Bewertung der Mühe als hohem Nutzen zusammen, oder letztere, so könnte man vermuten, lassen sich sogar auf erstere reduzieren.

Das auf den ersten Blick oft unerklärlich anmutende Verhalten und Handeln der in Subsistenzökonomien Lebenden kann nur dann entschlüsselt werden, wenn man diesen harten Kern zum Angelpunkt der Untersuchung macht. Das alles andere in den Hintergrund drängende Bestreben, Risiken möglichst niedrig zu halten, kann aber nie allein unter instrumentellen oder technischen Gesichtspunkten (und das heißt auch unter einer 'ökonomischen' Perspektive in unserem Sinn) betrachtet werden. Eine solche Betrachtungsweise ist auch deshalb zu eng, weil kommunikatives Handeln ein integraler Bestandteil solcher Strategien ist: Sie beziehen sich nämlich stets auf die Gruppe und nie auf den einzelnen. Unter dem Gesichtspunkt der Risikominimierungsstrategien kann man einige weitverbreitete Praktiken betrachten und in ihrer Funktion zum Teil auch erklären.

Tauschsysteme

Etwa die komplizierten *Tausch- und Geschenkregeln* sogenannter primitiver oder archaischer Gesellschaften, die Marcel Mauss in seinem »Essai sur le don« (1923/24) als erster systematisch untersucht und in ihrer zentralen Funktion für solche Gesellschaften gewürdigt hat. Das Netz gegenseitiger Hilfe, das mit dem des Gabentausches weitgehend identisch ist, wird durch sie noch weiter gespannt und durch Magie und Rituale religiös gleichsam abgesichert. Tausch bedeutet ja, ökologisch betrachtet, eine geographische Erweiterung der Tragkapazität einer ökologischen Nische und damit gleichzeitig eine Verminderung des Risikos. Die Verteilungs-, Schenkungs-, ja Vernichtungsgorgien, die letztlich wohl auch unter Gabentauschpraktiken zu subsumieren sind, wurden von Mauss und anderen Anthropologen nach ihm als demonstrative Mittel interpretiert, soziale Differenzierungen zu verstärken sowie Prestige und Macht zu erwerben und zu sichern. So gesehen, sind sie nicht nur unter Risikominimierungsstrategien zu subsumieren, sondern sie sind Ausdruck einer komplexeren Stufe sozialer Evolution.

Analysiert man solche »Praxis« im Lichte zentraler Begriffe der Theorie Pierre Bourdieus wie »symbolisches Kapital« und »symbolische Gewalt«, so wird hinter der »sozialen Alchemie«, in deren Dienst der Prestige- und Machterwerb steht, sichtbar, welche immensen Anpassungsleistungen an stark zyklische Umweltbedingungen z.B. solche Phänomene wie Akkumulation, Verausgabung und Transfer von »symbolischem Kapital« darstellen. Eine »allgemeine Wissenschaft der Ökonomie praktischer Handlungen«, wie sie Bourdieu (1976) programmatisch entwirft, untersucht mit den Reproduktionsbedingungen von Gesell-

schaften, wenn sie auf möglichst optimaler ökologischer Anpassung beruhen, auch deren Risikominimierungsstrategien.

Zu den institutionalisierten Tauschsystemen gehören, wenn ich recht sehe, auch die Verwandtschaftssysteme. Die Komplexität solcher Systeme wird von manchen Anthropologen als adaptive Antwort auf äußerst unberechenbare materielle Produktionsbedingungen interpretiert. Eine vermehrte Zahl von Verwandtschaftsgruppen, wie man sie in den Steppen und Wüstensteppen Australiens antrifft (vgl. Peterson 1972, S. 12 ff.; Yengogan 1968, 1972), ermöglichen es offenbar, komplexere Netze von gegenseitigen Verpflichtungen und Austauschprozessen zu knüpfen. Auch in einem solchen Fall handelt es sich um soziale Risikominimierungsstrategien.

Exkurs: Godeliers universalgeschichtliche Theorie der Produktionsverhältnisse

Die allgemein beobachtbare zentrale Rolle, die Verwandtschaftsbeziehungen in Stammeskulturen spielen, hat Maurice Godelier dazu veranlaßt, solche Beziehungen in seinem Entwurf einer universalgeschichtlichen Theorie der Produktionsverhältnisse, die sich auf Marx beruft und ihn weiterführt, als die Produktionsverhältnisse solcher Gesellschaften zu definieren. Die *Institution* Verwandtschaftsbeziehungen übernimmt nach Godelier in solchen Kulturen die *Funktion* von Produktionsverhältnissen, weil sie den Zugang zu den materiellen Ressourcen regelt. Die analoge Funktion hat dann im Inkareich — als Beispiel theokratischer Herrschaft — die Religion, im klassischen Griechenland die Politik und in unserer okzidentalischen Kultur seit der »Great Transformation« die Ökonomie inne (vgl. Godelier 1984, 1987).

Formen der Aneignung von Natur

Risikominimierungsstrategien können wir auch hinter spezifischen 'Eigentums'- und Aneignungsformen von Natur, d.h. von Territorien, wie man sie bei Jäger-Sammler-Populationen vorfindet, vermuten. Bei der Untersuchung von Stämmen, die in verschiedenen Ökosystemen leben — z.B. die Pygmäen in einem allgemeinen Ökosystem, dem Äquatorwald, die Buschmänner in einem speziellen Ökosystem, den Wüstengebieten —, werden verschiedene Formen ökologischer Determiniertheit sichtbar, die allerdings stets mit dem determinierenden Einfluß der in solchen Gesellschaften jeweils vorhandenen produktiven Fähigkeiten zusammenwirken. Unterschiedliche ökologische Gegebenheiten stellen ähnliche Probleme der Anpassung, auf die es immer mehrere mögliche Antworten gibt. Letztere sind aber insgesamt, d.h. weltethnographisch gesehen, begrenzt und zahlenmäßig gering: feste Territorien ohne feste Horden, feste Territorien und feste Horden, Reproduktion der gleichen Heiratsverbindungen und geschlossenen Verwandtschaftsgruppen, beständige Suche nach neuen Heiratsverbindungen und offene Verwandtschaftsgruppen (vgl. Godelier 1978a, 1978b). Als Regel kann man mit aller Vorsicht folgende Formel aufstellen: Je schwieriger die Umweltbedingungen, also je größer das Risiko für die Reproduktion der Gruppe, desto differenzierter und komplexer die Aneignungs- und 'Eigentums'formen. Die stärkere Differenzierung und größere Komplexität dient hier eindeutig einer größeren

Streuung des Risikos. Die in diesem Sinn zielgerichtete Erweiterung des (Sicherungs-)Netzes nenne ich die soziale Seite der Risikominimierungsstrategie.

Hirtennomaden (vgl. u.a. Pastoral 1979; Flores Ochoa (Hg.) 1977) haben wieder andere Strategien entwickelt, um das Risiko für das Überleben ihrer Herden möglichst niedrig zu halten. So zum Beispiel die Bassari in Südpersien (vgl. Barth 1961). Deren jährlicher Wanderweg, genannt Stammesstraße, ist über 500 km lang, das von ihnen bewirtschaftete Gebiet umfaßt über 10 000 km² und auf ihren jährlichen Wanderungen überwinden sie einen Höhenunterschied von 3 400 m, von 600 m Meereshöhe im Süden bis 4 000 m im Norden, und wieder zurück. Nun wird das von den Bassari und ihren Herden durchzogene Gebiet noch von anderen Stämmen benutzt, allerdings zu anderen Zeiten. Der jährliche Weideplan der einzelnen Stämme, wenn man das so sagen kann, ist genau aufeinander abgestimmt. Auf dem Weg von Süden nach Norden folgt einer dem anderen und wieder zurück. Dieser durch Gewohnheitsrechte festgeschriebene 'Plan' führt zu einer beinahe ununterbrochenen, jedoch optimalen Nutzung der Weidegründe jedes Ortes zu jeder Jahreszeit. Durch die ausgewogene Anpassung menschlicher und tierischer Populationen an die lokalen Weideflächen und Wasserquellen wird auch dafür Sorge getragen, daß die Tragekapazität nie überschritten wird. Bei genauerer Betrachtung enthüllen sich also solche auf den ersten Blick hochkomplizierte Systeme, bei denen mehrere Stämme dasselbe Territorium benutzen, als genau aufeinander abgestimmte Verfahren zur Reduzierung des Risikos für sämtliche Nomadenstämme, die traditionell und durch Gewohnheitsrecht abgesichert bestimmte Wanderwege mit ihrem Vieh benutzen. Ähnliche Nutzungssysteme waren übrigens auch bei den mongolischen Hirtenvölkern verbreitet. Die politische Macht des jeweiligen Herrschers, des Khans, leitete sich aus dessen Fähigkeit ab, die Regelung solcher Systeme in einem Territorium zu optimieren, das die Stammesföderation als ihren Besitz betrachtete (vgl. Lattimore 1951).

Ich will diese Serie mit einem Beispiel einer Gesellschaft abschließen, die nicht nur sozial bereits stark differenziert war, sondern auch schon Strukturen politischer Herrschaft erkennen ließ. Bei den präinkaischen und inkaischen Völkern, die John Murra (1975) untersucht hat, bildete jede Gesellschaft einen Kranz ökologisch-ökonomischer Inseln, die sich um ein Zentrum herum verteilten. In der Gemeinschaft von *Chupaychu* zum Beispiel befanden sich die Zentren in gut 3 000 m Höhe, wo der größte Teil der Bevölkerung lebte und Knollenfrüchte und Mais anbaute. Zwei periphere Gebiete ergänzten diese Kernzone: in ca. 4 000 m Höhe betrieben kleine Gruppen Salzgewinnung sowie Alpakazucht, in einem anderen, ca. 500 m hoch über dem Amazonasbecken gelegenen Gebiet, baute man Baumwolle an und beutete die Holz- und Cocareserven aus. Die ökonomische Organisation dieser Gesellschaften beruhte auf der komplexen Bewirtschaftung verschiedener ökologischer »Stockwerke«, die jeweils durch mehrere Tagesmärsche voneinander getrennt waren (vgl. Dollfus 1978; Núñez 1978; Salomon 1978).

Je komplexer solche Gesellschaften in vertikaler Beziehung — sozial und politisch — sind, desto schwieriger, wenn überhaupt, ist die Frage zu beantworten, ob solche komplexen ökologisch-ökonomischen Strukturen letztlich als Anpassungsleistung an schwierige Umweltbedingungen interpretiert werden können. Bei hoher Komplexität — Verwandtschaftsbeziehungen — ist eine solche Frage im weltethnographischen Vergleich verhältnismäßig

einfach zu beantworten, sowie jedoch soziale Differenzierung wie Arbeitsteilung oder gar politische Herrschaft als weitere Faktoren hinzutreten, müssen die Entstehungsbedingungen komplizierter ökologisch-ökonomischer Systeme und ihre Entwicklung untersucht und die Frage nach Aneignungsinteressen gestellt werden: ein Unternehmen, das oft am Mangel an Quellen und Daten scheitert. Mir geht es in diesem Fall nur um die Frage, ob man überhaupt solche komplexen Systeme auch als Risikominimierungsstrategien analysieren kann.

Quantifizierungsprobleme

Ich will mich jetzt einem hochkontroversen Problem zuwenden: Ist es möglich, Risikominimierungsstrategien in Subsistenz'ökonomien' mittels quantifizierender Verfahren zu analysieren? Selbstverständlich geht es bei dieser Frage allein um solche Strategien, die die materielle Reproduktion sichern. Es gibt gewichtige Einwände gegen den Sinn oder sogar die Möglichkeit, Handlungsregeln, die Ergebnis einer von der unseren grundsätzlich verschiedenen Rationalität sind, mit Hilfe solcher Verfahren zu analysieren. Sie werden vor allem von den Substantivisten vorgebracht, die auf der totalen Andersartigkeit nichtkapitalistischer 'Ökonomien' insistieren, die eben noch nicht ausdifferenziert und strukturell »eingebunden« sind. Die Formalisten beharren ihnen gegenüber auf der von Zeit und Ort unabhängigen, also universellen Anwendbarkeit moderner Ökonomietheorien. Lassen wir hier die seit den fünfziger Jahren die ökonomische Anthropologie beherrschende Substantivisten-Formalisten-Kontroverse beiseite und gehen von der simplen Überlegung aus, daß es zumindest heuristisch sinnvoll sein könnte, quantifizierende Methoden in diesem Bereich anzuwenden.

Einige subsistenzökonomische Risikominimierungsstrategien lassen sich mittels der Spieltheorie im Anschluß an von Neumann und Morgenstern (1953; vgl. auch Jochim 1976; Rapaport 1966) quantifizieren. Man kommt meist zu dem Resultat, daß das empirisch beobachtete Verhalten jenem Verhalten sehr nahekommt, das man aufgrund der vorliegenden Daten als optimales Verhalten berechnen kann. Solche Berechnungen sind u.a. angestellt worden für Fischer auf Jamaica (vgl. Davenport 1960), für Bauern und Rinderhirten in Obervolta und Ghana (vgl. Gould 1963, S. 290 ff.) und für ein indisches Dorf (vgl. Lipton 1968a, 1968b).

Eine indische Ökonomin, S. Das Gupta (vgl. Lipton 1968b, S. 348), wandte ein anderes Verfahren an, um solche Strategien in einigen der ärmsten indischen Distrikten mathematisch nachzuweisen. Sie berechnete den jährlichen Gewinn und gleichzeitig das Risiko für jede mögliche Mischung von Feldfrüchten und identifizierte die Mischung, die die Bauern benutzten. Da höheren Gewinn bei den dortigen Klimaverhältnissen nur Sorten abwerfen können, deren Ernteerträge bei wechselhaften meteorologischen Bedingungen stark schwanken, entschieden sich die Bauern in Das Guptas Beispielen fast immer für die Mischung, die zwar den niedrigsten Gewinn brachte, aber auch die größte Sicherheit bot, weil bei ihrem Anbau nur geringe Ernteschwankungen zu erwarten waren.

Auch in allgemeintheoretische Abhandlungen über Modelle bäuerlicher Landnutzung sind Risikominimierungs- oder Maximinstrategien, die die Überlebenschancen in Krisenzeiten

maximieren, bereits eingegangen (vgl. Found 1974). Die neoklassische Theorie ökonomischen Handelns wurde z.B. von M. Lipton (1968 b, S. 331) in ihrem Allgemeingültigkeitsanspruch mit dem Argument in Frage gestellt, daß in einer Subsistenzökonomie »an optimising peasant seeks survival algorithms, not maximising ones«. Für seinen »survival algorithm« plädiert er u.a. mit dem Argument (ebenda, S. 330):

»Eine an der Grenznutzen Theorie ausgerichtete Wert-Produkt-Gleichung für wahrscheinlichen Nutzen ist notwendigerweise ein auf lange Dauer ausgerichteter Sequenzalgorithmus, was unter der Annahme eines sicheren Nutzens nicht gilt. Verglichen mit einer auf niederen Durchschnittswerten und auf niederen Schwankungen basierenden Strategie verringert eine an der Grenznutzen Theorie ausgerichtete Wert-Produkt-Gleichung die Aussichten derer erheblich, die ihr Verhalten an ihr orientieren, die gesamte Sequenz zu überleben.«

Sein Argument erinnert an Berechnungen einer dreißigjährigen Sequenz der Erntemengen in einem Gebiet Südostasiens, die James Scott in seiner Untersuchung »The Moral Economy of the Peasant« (1976) zitiert. Daraus geht hervor, daß die dort in einer bestimmten Mischung angebauten traditionellen Reissorten zwar insgesamt weniger ertragreich waren als eine moderne, hochgezüchtete Sorte, daß aber bei Anbau letzterer ein großer Teil der Bevölkerung innerhalb dieses Dreißigjahreszyklus bereits zweimal verhungert wäre, weil die Ertragsschwankungen dieser Sorte einfach zu groß gewesen wären. Die drei traditionell angebauten Sorten hingegen sicherten auch in den zwei schlechtesten Erntejahren das Überleben, erreichten jedoch in kaum einem anderen Jahr den Ertrag der modernen Sorte. Ferner demonstriert James Scott an einer weiteren Feldstudie über ein Thai-Dorf auf einprägsame Weise die Koexistenz zweier sozialer Logiken und der ihnen zugeordneten Strategien. Es handelt sich um ein Dorf, das von der vordringenden modernen Marktökonomie bereits erfaßt, aber noch nicht voll in sie integriert ist. In jeder Person leben gleichsam nebeneinander ein Subsistenzbauer, der Risikominimierungsstrategien praktiziert, und ein marktorientierter Bauer, der seinen Profit soweit wie irgend möglich maximiert. Dabei wird allerdings das bäuerliche Leben, seine Reproduktion, absolut von der Strategie des geringsten Risikos beherrscht: Die der Selbstversorgung dienenden Felder werden mit traditionellen Feldfrüchten bestellt, wobei streng auf die überlieferten Mischungsverhältnisse geachtet wird und die alten Techniken praktiziert werden. Diese Felder genießen bei Bestell-, Pflege- und Erntearbeiten absoluten Vorrang. Daneben haben die Dorfbewohner aber noch ein anderes Areal erschlossen, auf dem für den überregionalen Markt mit modernen Techniken, u.a. mittels Traktoreinsatz eine hochgezüchtete, ertragreiche Reissorte angebaut wird. Kommt es dort zu einer Mißernte, so fallen zwar die Bargeldeinnahmen aus, die Subsistenz, das Überleben des Dorfes ist aber nicht im geringsten gefährdet.

Wir stoßen angesichts solcher *gemischten Strategien* auf Probleme, die für die Bevölkerung vieler Länder der Dritten Welt im wörtlichen Sinn lebenswichtig sind: *Erstens*, wie lange kann sich dieses Nebeneinander zweier Anbauweisen bei absolutem Vorwiegen der Risikominimierungsstrategien angesichts der zunehmenden Integration in den internationalen Markt halten? *Zweitens*, wie lange kann dieses Nebeneinander bestehen, ohne daß etwa der Erwerb von Bargeld und der dadurch ermöglichte Kauf von modernen Waren die soziale Struktur wesentlich verändert oder sogar sprengt? *Drittens*, können solche gemischten Strategien in den Ländern der Dritten Welt von seiten der staatlichen Planungs- und Ent-

wicklungsbehörden dort wieder eingeführt und schließlich auch durchgesetzt werden, wo die traditionellen Strukturen und Wertorientierungen bereits zerstört worden sind?

Diversifizierung der Ressourcen

Eine zentrale Rolle bei der Vermeidung von Risiken spielt die Diversifizierung der Ressourcen. Hier gibt es zwei fundamentale Verhaltensweisen, die allerdings beide auch zu einer Doppelstrategie verbunden und damit optimiert werden können.

Die erste ist darauf angelegt, das Risiko durch möglichst breite lokale, regionale oder sogar überregionale Streuung der Ressourcen, seien diese nun solche materieller oder sozialer Art, zu vermindern. Ich nenne sie die *Strategie optimaler horizontaler, d.h. geographischer Streuung der Ressourcen*. Man kann sie bei Jäger-Sammler-Gruppen, bei ortsansässigen Hirtenvölkern und Hirtennomaden sowie bei Bauern, von der Brandrodungskultur bis an die Schwelle der modernen industriellen Landwirtschaft, nachweisen. Sie beruht auf der Tatsache, daß physikalische und meteorologische Bedingungen sowie Bodenqualität und Ökosysteme selbst auf verhältnismäßig engem Raum sehr verschieden sein und sehr unterschiedliche Auswirkungen auf den Ertrag haben können. Um die mögliche Vielfalt in dieser Beziehung zu ermessen, genügt es, sich die je verschiedenen Kombinationen mehrerer Faktoren auszudenken.

Die zweite fundamentale Risikominimierungsstrategie besteht in der Diversifizierung der Techniken und/oder der Beute bei Jägern und Sammlern, auf der Diversifizierung der Tiergattungen bei Hirten sowie auf der Diversifizierung der Feldfrüchte und der Wahl ihres Mischungsverhältnisses bei Ackerbauern. Bei dieser Strategie liegt das Schwergewicht des Aufwands für die Diversifizierung im Nach- und Nebeneinander sowie in seiner optimalen Mischung in einem kleineren, meist sogar geschlossenen Gebiet. Ich nenne sie die *Strategie optimaler Mischung der Ressourcen in einem durch relativ homogene Umweltbedingungen bestimmten Gebiet*. Sie läßt sich wie die zuerst skizzierte ebenfalls in sämtlichen Kulturen nachweisen. Sie beruht letztlich auf folgendem, freilich nicht unbestrittenen Gesetz: Je höher die Artenvielfalt bzw. der Informationsgehalt eines Ökosystems, desto geringer ist seine Störanfälligkeit gegen Abweichungen von den statistisch ermittelbaren 'normalen' Werten bis hin zu den physikalischen Umweltbedingungen.

Der Urmensch als Spieler oder als 'Beherrscher' seiner Umwelt?

Jäger-Sammler-Kulturen orientieren ihr Verhalten an beiden Typen von Risikominimierungsstrategien, wobei der erste Typus, die optimale horizontale Streuung von Ressourcen, zu überwiegen scheint. Bis vor kurzer Zeit war die Auffassung vorherrschend, daß es sich bei den Strategien von Jäger-Sammler-Populationen (wobei Fischer immer mitgemeint sind) um solche reiner *Anpassung* handelte, da sie wohl sich selbst und ihr Verhalten, von der Fortpflanzung über die Gruppengröße bis zur hohen Beweglichkeit, kontrollieren könnten, nicht aber die Umwelt und ihre Ressourcen. Dieser Umwelt stünden sie ohnmächtig gegenüber: planen, und das heißt auch die Ergebnisse vorhersehen, könnten allenfalls die 'Erntevölker' (vgl. Lips 1947, 1953), nicht aber die Jäger: über deren Erfolg oder Mißer-

folg entscheide der Zufall. Ich halte die Auffassung vom quasitotalen Ausgeliefertsein der Jäger-Sammler-Gruppen an die übermächtige Natur, der man sich nur anpassen, die man aber nicht beeinflussen könne, für einen Mythos. Anthropologische Forschungen der letzten Jahrzehnte zeigen, daß Jäger, Sammler und Bauern, z.B. in Nordamerika von den arktischen Regionen bis in die 'Great Plains', ihre Hauptnahrungsbasis, den Wildbestand, auf oft sehr umsichtige Weise kontrollieren. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von symbiotischen Beziehungen etwa zwischen Büffelherden und nordamerikanischen Indianerstämmen (vgl. Cox 1973).

Der Mythos, Aneignung der Natur vollziehe sich bei Jäger-Sammler-Gruppen allein nach den Gesetzen des Zufalls, speist sich aus zwei Quellen, die, vordergründig betrachtet, ihre Entstehung völlig verschiedenen geistigen Strömungen verdanken. Die eine Quelle ist die im 17. Jahrhundert entstehende und mit der Romantik in breiten Schichten sich durchsetzende Naturerfahrung, die universalgeschichtlich durchaus einmalig ist: 'Wilde', von Menschen noch nicht gezähmte Natur wurde Erlebnisraum und sowohl alltagskulturell als auch ästhetisch qualitativ neu erfahren als das Erhabene und ganze andere (vgl. Groh/Groh 1988). Mit dieser neuen Naturerfahrung entstand ebenfalls ein Raum für soziale Imagination. Soweit sich diese an Geschichte orientierte, bevölkerte man den Raum der 'wilden' Natur seit der wissenschaftlichen Entdeckung der Jäger-Sammler-Kulturen mit deren Angehörigen. Die andere Quelle war das genuin modernisierungstheoretische und mit der Idee des technischen Fortschritts vollkommen übereinstimmende Argument, unsere Gattungsgeschichte sei eine Geschichte fortschreitender, ja schließlich exponentiell wachsender Naturbeherrschung. Der Umkehrschluß schien ebenso plausibel wie die Richtigkeit des Arguments evident: Je weiter man in der Gattungsgeschichte zurückgehe, desto mehr seien Menschen von der Natur abhängig gewesen, desto mehr habe die Natur unsere Gattung beherrscht. Die Beherrschung der Natur und vor allem der daraus abgeleitete Umkehrschluß beruht indessen auf einer Fehleinschätzung: Es ist keineswegs der Fall, daß nur derjenige, der die Natur in unserem modernen, aggressiven, rein instrumentellen Sinn beherrscht, sie sich gleichsam unterwirft, die Ressourcen der Natur zu seinem Nutzen kontrollieren kann.

Da bis vor kurzem die Meinung beinahe einhellig vertreten wurde, Jäger-Sammler-Populationen könnten die Ressourcen, von denen sie abhängig sind, und die Umwelt, in der sie leben, im Gegensatz zu Hirten und Ackerbauern kaum kontrollieren, war es konsequent, daß die bisherige Forschung vor allem Verhaltensweisen untersucht hat, die man als Kontrolle der Menschen *über sich selbst* bezeichnen kann. Hier sind vor allem zu nennen: Verwandtschaftsbeziehungen, Gruppengröße und Beweglichkeit. Weiter oben habe ich bereits darauf hingewiesen, daß komplexe Verwandtschaftssysteme als soziale Sicherungssysteme gegen Umweltrisiken interpretiert werden können. Sie gehören also zum ersten Typus von Risikominimierungsstrategien, der optimalen horizontalen Streuung von Ressourcen. Die Größe der Gruppe, im statistischen Schnitt bei 25 Personen liegend und je nach Ressourcenbasis jahreszeitlich variabel (vgl. u.a. Birdsell 1958; 1968), sowie die Beweglichkeit der Gruppe zwischen einzelnen Lagern, die in der Regel sehr hoch ist und dem oft der gesamte Lebensrhythmus bis hin zu Geburt und Tod untergeordnet wird, sind ebenfalls diesem Typus zu subsumieren. Die Schonung der Ressourcen — im Sinne einer nur geringen Ausnut-

zung der Carrying capacity — gekoppelt mit der Vermeidung zu langer Wege beim Jagen und Sammeln von einem Lager aus scheinen der objektive Sinn von Gruppengröße und hoher Beweglichkeit zu sein.

Bereits die Primaten regulieren den Umfang ihrer Horden entsprechend den Umweltbedingungen, erst recht natürlich unsere Gattung (vgl. u.a. Shantzis/Behrens 1973). Je schmaler die Nahrungsbasis, desto kleiner die Gruppe. Der Systemimperativ hoher Beweglichkeit, Ausdruck der Dominanz von Risikominimierung und Mußpräferenz, hatte bei Jäger-Sammler-Populationen, d.h. bis ungefähr vor 12 000 Jahren überall auf der Erde, bewußtes 'child spacing' mittels Enthaltensamkeit, Abtreibung und Kindstötung sowie Tötung der Alten — oft als rituelle Selbsttötung — zur Folge (vgl. Birdsell 1958; Polgar 1972; Sussman 1972). Die Geburten durften nicht zu nahe beieinander liegen, sollte die Gruppe ihre optimale Beweglichkeit behalten und die optimale Ernährung der Kinder sichern; denn die Mütter konnten auf längeren Märschen nur ein Kind tragen und stillten ihre Kinder in der Regel bis zu vier Jahren. Als natürliches Regulativ wirkte darüber hinaus ein physiologischer Mechanismus: Die körperliche Anstrengung auf langen Märschen bei Verlegung des Lagers sowie lange Stillzeiten setzten die Empfängnisfähigkeit stark herab.

Horizontale Streuung bei Ackerbauern

Kehren wir nach dem systematischen Exkurs über die zwei Haupttypen von Risikominimierungsstrategien und der historischen Betrachtung von Jäger-Sammler-Kulturen wieder zurück zu Ackerbauern und Viehzüchtern und deren Diversifizierung der Landressourcen. Die Strategie optimaler horizontaler Streuung der Ressourcen stand im Mittelpunkt der Kontroverse zwischen Donald McCloskey (1975; 1977) und Stefano Fenoltea (1976; 1977) Mitte der siebziger Jahre. Es ging dabei um die Frage, ob »English open fields« und das mit ihnen verbundene exzessive »scattering« der Bodenanteile der einzelnen Familien auf dem Gesamtareal der Landgemeinde, das vor den »enclosures« des 17. und 18. Jahrhunderts sehr weit verbreitet war, als »behaviour toward risk« interpretiert werden könnte. Dies bejahte McCloskey mit dem Argument, es lasse sich empirisch belegen, daß die Bauern dafür Ertragseinbußen von mindestens 10% *freiwillig* in Kauf genommen hätten und daß sich kein anderer Grund für ein solches Verhalten als eben »risk aversion« nachweisen lasse (McCloskey 1976). Fenoltea hielt dem im Sinne eines die Meinung McCloskeys ausschließenden Arguments entgegen, der Grund für die extreme Streulage und für den geringen Umfang der Feldstücke in den »open fields«, die Gemeindecigentum waren, sei die Tendenz zur Optimierung des Arbeitseinsatzes im Sinne einer möglichst gleichmäßigen Verteilung und der Vermeidung von zu großen Arbeitsspitzen im jährlichen Zyklus angesichts der Schwierigkeit, saisonal zusätzliche Arbeitskräfte zu beschäftigen. Die englischen Bauern hätten also Ertragseinbußen, nehme man die von ihm angeführten Bedingungen als gegeben an, überhaupt nicht hinnehmen müssen, sondern im Gegenteil: »the communal organization of their land was designed to enhance its productivity rather than to reduce it« (Fenoltea 1976, S. 236).

McCloskey wählte nun eine Argumentationsweise, die ihm einen deutlichen Vorteil sicherte, den er argumentativ jedoch nicht derart explizit machte, wie ich es hier tue. Er berief sich

nämlich nicht nur auf die zwischen beiden Kontrahenten bis zuletzt strittig bleibende empirische Evidenz für ihre jeweilige Interpretation im englischen Fall, sondern er ging einen entscheidenden Schritt weiter, indem er die empirische Basis auf andere Länder und andere Kulturen ausdehnte. Eine kleine Stichprobe aus der internationalen Fachliteratur fördert eine Fülle von Belegen zutage für die offensichtliche Dominanz von Risikominimierungsstrategien über andere Motive für die möglichst breite Streuung möglichst kleiner Feldstücke in Europa, Asien und Afrika, vom Hochgebirge bis ins Schwemmland der Flüsse (vgl. u.a. Beidelman 1971; Forde 1934; Johnson 1971; Netting 1972; Thompson 1963). Eine solche positive Bewertung im Licht der von uns favorisierten These setzt natürlich bei manchem der genannten Autoren eine entsprechende Neuinterpretation der von ihm aufgeführten empirischen Befunde voraus. England vor der Enclosure-Bewegung wird so zu einem speziellen Fall, möglicherweise subsumierbar unter ein allgemeines Gesetz. Die Ursachen für die englische Praxis, »scattering plots« in »open fields«, wären also, folgte man der Argumentation Fenoaletas, eine universalgeschichtliche Ausnahme.

Von dieser Diskussion und aus der Perspektive der Risikominimierungsstrategien kann vielleicht auch neues Licht auf die Entstehung agrarkommunistischer Institutionen fallen. Diese nahmen wohl zumeist von der universell verbreiteten shifting cultivation (vgl. u.a. Clark 1945; Russell 1969) oder der Brandrodungskultur ihren Ausgang. Das zu dieser Art von Agrikultur gehörende institutionelle Prinzip ist offenbar ursprünglich das des Ernteeigentums, aber nicht des Landeigentums gewesen: Land war genügend oder im Überfluß vorhanden, und wer das Land rodete, dem gehörte die Ernte, aber nicht mehr. Erst als die Bevölkerung wuchs und man zu häufigerem Wechsel von Brache und Kultur oder gar zur ständigen Kultivierung übergehen mußte, haben sich dann einerseits eigentumsähnliche Besitzverhältnisse am Boden und nicht nur am Ertrag eingeschliffen und andererseits agrarkommunistische Verhältnisse ausgebildet. Agrarkommunismus, wie er vielerorts angetroffen wurde, ist also alles andere als ein 'Urzustand', denn solange Langzeitbrache vorherrschte, gab es kaum Anlaß, sich über gleiche Chancen aller Gedanken zu machen.

Ob aber die Entstehung der für agrarkommunistische Institutionen typischen periodischen Umverteilung des Bodens nach Qualität und Lage sich allein egalitären Traditionen und Motivationen verdankt, wie manche Autoren annehmen, möchte ich bezweifeln. Daß bei der periodischen Neuverteilung meist sehr sorgfältig darauf geachtet wurde, daß jede Familie der Kommune Landanteile erhielt, die nicht etwa nur nach Größe, sondern auch nach Qualität und Lage gleich bemessen wurden und deshalb über die gesamte Flur gestreut lagen, läßt eher das Streben nach Risikominimierung denn egalitäres Bewußtsein als Ursache vermuten. Denn die ökonomischen Nachteile, die bei einem solchen System in Kauf genommen werden mußten, nämlich oft sehr kleine Landstücke und sehr lange Wege, waren erheblich, wie die Diskussion zwischen McCloskey und Fenoaleta gezeigt hat. Es ist unwahrscheinlich, daß eine bis ins letzte Landstück vorgetriebene Vorstellung von Gleichheit und gleichem Recht für alle über evidente und jedem lebensweltlich zugängliche Nachteile den Sieg davon getragen hätte. Es spricht einiges dafür, daß universell verbreitete agrarkommunistische Institutionen mit ihrer starken Streuung kleiner Landanteile über ein verhältnismäßig großes Gebiet nur einen Sonderfall jener Risikominimierungsstrategie darstellen, die ich als Diversifizierung der Landressourcen bezeichnet habe.

Risikominimierung und Widerstand gegen Innovationen

Als letztem Problem will ich mich der Frage zuwenden, ob sich uns bisher unverständlich erscheinendes passives Beharren auf Traditionen oder aktiver Widerstand gegen Veränderungen im Lichte der hier thematisierten Kategorien besser oder überhaupt erst verstehen lassen.

In den 1960er Jahren widersetzten sich die Amhara-Bauern in Äthiopien der von der Regierung betriebenen Landreform, die zum Ziel hatte, die über eine große Fläche verteilten kleinen Feldstücke im Sinne moderner agrotechnischer Rationalitätsvorstellungen zusammenzulegen. Als die Regierung die Reform mit Gewalt durchsetzen wollte, kam es 1967/68 zu bewaffneten Aufständen, die mehreren hundert Menschen das Leben kosteten. Alan Hoben, der die äthiopische Landreformpolitik untersucht hat, schreibt dazu:

»If a program of land reform is to be effective it must be based on a model ... illuminating the rational process through which people make decisions about land instead of simply attributing these decisions to the dead hand of tradition.« Die spezifische Rationalität, der der Amhara-Bauer bei der Verteilung seines Landes folgt, ist die der Risikominimierungsstrategie: »Scattering of plots is for him highly desirable ... for by providing him with fields of different qualities it enables him to diversify his crops and to reduce the risk of total crop failure.« (Hoben zit. McCloskey 1976, S. 127 f.)

Die von vielen Forschern erörterte und lange ungelöste Frage, warum Subsistenzbauern, die Surplus erzeugen, bestimmte Abgabesysteme, nämlich solche, die von der Erntemenge abhängig sind, anderen, die fix sind, sie aber *im Durchschnitt* viel weniger belasten, vorziehen, findet ebenfalls eine einfache Erklärung, wenn man Risikominimierungsstrategien als verhaltenssteuernde Größe einführt. James C. Scott (1976) konnte zeigen, daß bäuerliche Rebellionen in Südostasien in der Regel genau dann ausbrachen, wenn Surplus-Abschöpfung oder Ausbeutung in solchen Formen vor sich ging, daß sie das Überleben in möglichen kritischen Situationen, auf die hin die Maximinstrategien ja angelegt sind, gefährdeten. Die »Moral economy of the peasant« — so der Titel von Scotts Buch — steht dabei in Frage. Sie bildet eine Legitimationsinstanz und gleichzeitig eine Instanz für die Ableitung von Regeln, nach denen sich Widerstand vollzieht. Ähnlich empfanden die englischen Unterschichten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sie von der Protoindustrialisierung erfaßt wurden, die Kommerzialisierung der Märkte durch den vordringenden Handelskapitalismus, also die beginnende Marktintegration, als Bedrohung ihrer Subsistenz und rebellierten gegen die sich ausbreitende neue Politische Ökonomie im Namen einer »moral economy«. An diesem von Edward Thompson (1971) in die Forschungsdiskussion eingeführten Begriff orientiert sich auch Scott bei der Untersuchung bäuerlicher Aufstände in Südostasien. Für europäische Bauernaufstände in der frühen Neuzeit, d.h. in der Phase der Ausbildung von Territorialstaaten, scheint Ähnliches zu gelten, auch wenn diese Bauern vom hier skizzierten Idealtypus einer Subsistenzökonomie sich bereits ziemlich weit entfernt hatten. Interpretiert man die bisher vorliegenden Forschungen im Lichte von Risikominimierungsstrategien, so gibt es besonders kritische Phasen für Subsistenzbauern, die die große Mehrheit bildeten. Eine solche Phase war z.B. der Übergang von Naturalabgaben, die sich zumeist am jeweiligen Ernteertrag orientierten, zur Geldrente, die einmal fixiert, nicht elastisch war, und zwar bis zu dem Moment, in dem die zunehmende Münzverschlechterung einen

partiellen Ausgleich bot. Daraus läßt sich mindestens die Vermutung ableiten, daß man die Befunde Scotts für bäuerliche Subsistenzökonomien verallgemeinern kann (vgl. u.a. Elbs 1988; Sabeen 1973, S. 17 ff.; Schulze 1980, 1982; Troßbach 1987).

Die angeführten Beispiele scheinen aber noch eine weitere Vermutung zu rechtfertigen: Widerstand und Protest formieren sich in subsistenzwirtschaftlichen Produktionsweisen immer dann, wenn materielle, soziale und/oder symbolische Bestände und Mittel, die das Überleben im weitesten, d.h. auch kulturellen Sinn garantieren, bedroht und angegriffen werden. Einige Beispiele müssen hier genügen: Der Widerstand nordamerikanischer Indianerstämme gegen die Landnahme durch weiße Siedler war oft durch ein hohes Maß an Einsicht in ökologische Zusammenhänge und in die Unverträglichkeit zweier diametral entgegengesetzter Aneignungsweisen von Natur motiviert. Die bäuerlichen Aufstandsbewegungen, die sich auf 'Altes Recht', 'Göttliches Recht' und Herkommen beriefen, wollten die relative politische Autonomie der Dorfgemeinde, mit anderen Worten, das kommunal-bündische Modell bewahren sowie die relativ autonome bäuerliche Produktion durchsetzen (vgl. u.a. Blicke 1981). War zuerst die Grundherrschaft der Hauptadressat, so später der Territorialstaat. Jedesmal ging es dabei auch um die Sicherung und Bewahrung der rein materiellen Existenz der einzelnen Bauernwirtschaften, die mit der sozialen Existenz der Gemeinde vielfach verwoben war. Handwerksgelesen verteidigten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in deutschen Städten ihre Ehre, die sich von heute aus definieren läßt als 'symbolisches Kapital', gegen die zuerst ihren sozialen Status, mit diesem Status dann aber auch ihre kulturelle und materielle Existenz bedrohende vordringende Kommerzialisierung. Zu deren Fürsprechern und historischen Agenten machten sich Magistrate und Handwerksmeister, sonst energische Verteidiger des Herkommens und des 'Alten Rechts' (vgl. Griefinger 1981).

Barrieren gegen sozialen Wandel im Sinne des Übergangs zu einer anderen Produktionsweise oder 'Ökonomie' lassen sich vermutlich auf die Dominanz von Risikominimierung und Mußpräferenz ursächlich zurückführen. Beispiele wären etwa der nichterfolgte Übergang von Hirtennomaden zu Ackerbauern — nachdem erstere sich aus letzteren einige Jahrhunderte oder ein bis zweitausend Jahre zuvor herausdifferenziert hatten — oder von der Brandrodung zur Pflugkultur. Die Resistenz einer Kultur gegen solchen Wandel ist offenbar direkt abhängig vom Ausmaß ihrer ökologisch-kulturellen Integration. Es eröffnet sich damit eine Möglichkeit zu erklären, warum gerade bestimmte Stämme oder Gesellschaften 'fortgeschrittenere' Ackerbau- oder andere Techniken von ihren Nachbarn *nicht* übernahmen, obwohl sie sie Jahrhunderte, manchmal sogar Jahrtausende vor Augen hatten (vgl. Thurnwald 1932).

Zur Demonstration will ich ein zeitgenössisches Beispiel anführen. Die Pakot, Hirtennomaden in Westkenia, wie auch die anderen Nilotischen Hirtenstämme, die rund drei Millionen Menschen umfassen, haben bis in die fünfziger Jahre allen Versuchen der britischen Kolonialverwaltung, ihre angestammte Lebensweise im Sinne europäisch-amerikanischer Vorstellungen im politischen, ökonomischen und religiösen Bereich zu verändern, widerstanden; ganz im Unterschied zu den ihnen benachbarten Bantu, ebenfalls Viehzüchter, die teilweise 'erfolgreich europäisiert' werden konnten. Im Gegensatz jedoch zu den Bantu, die nebenher auch Ackerbau treiben und bei denen Vieh keine ökonomisch derart dominie-

rende Rolle spielt, beruht die Subsistenzökonomie der Pakot fast ausschließlich auf Viehzucht. Ihre Lebensweise ist der Umwelt ökologisch derart eingepaßt und sie haben darüber hinaus ein derartig hohes Maß an sozialer und politischer Integration erreicht, daß kein einzelnes Element aus ihrem gesamten Lebenszusammenhang herausgenommen werden kann, ohne eine möglicherweise existenzbedrohende Kettenreaktion auszulösen. Mit den hier vorzüglich benutzten Termini könnte man die Motivationsbasis für den Widerstand der Pakot gegen Innovationen so beschreiben: Die pastorale Produktionsweise bietet ihnen die besten Risikominimierungsstrategien, denn trotz häufig auftretender Rinderpest sind ihre Nahrungsressourcen weniger von Krankheiten und Trockenheit bedroht, als wenn sie primär Feldfrüchte anbauen würden. In dem von ihren Herden beweideten Gebiet sind die regionalen Differenzen in der Niederschlagshäufigkeit sehr groß. Die Herden sind beweglich und können sich diesen Schwankungen anpassen, was man mit Ackerbau natürlich nicht könnte. Auch die Mußpräferenz spielt eine entscheidende Rolle, denn beinahe ebenso wichtig wie die Überlegenheit der Viehhaltung gegenüber dem Ackerbau, was die Risikominimierung betrifft, ist für die Nilotischen Stämme, wie Harold Schneider schreibt, »the fact, that cattle, sheep, and goats increase 'by themselves' and need comparatively little attention« (Schneider 1959, S. 166).

Schlußbetrachtung

Zusammenfassend und abschließend kann man folgendes feststellen: Von der Vorgeschichte und Anthropologie bis hin zu den Forschungen über 'Peasant Society' und 'Peasant Economy' lassen sich Risikominimierungsstrategien als zentrale Kategorie und als harter Kern der Verhaltens- und Deutungsmuster von Subsistenzökonomien nachweisen, auch wenn diese sich vom hier im Mittelpunkt stehenden Idealtypus von Subsistenzökonomien bereits weit entfernt haben. Von unserer Gattung sind die dem 'Mutualismus' in der Tierwelt entsprechenden Verhaltensweisen als Strategien im engeren Wortsinn, d.h. als mehr oder weniger bewußtes Handeln ausgebildet worden. Gleichwohl können die Individuen und Gruppen, die sie handhaben, über solche das Überleben sichernden Strategien nicht schlichtweg disponieren, ohne die Reproduktion ihrer Gruppe oder Gesellschaft in Frage zu stellen.

Literatur

- Axelrod, R. (1984): *The Evolution of Cooperation*, New York
- Barth, F. (1961): *Nomads of South Persia*, Oslo
- Birdsell, J. B. (1958): On population structure in generalized hunting and collecting populations, in: *Evolution* 12, 1958, 189-205
- Ders. (1968): Some predictions for the Pleistocene based on equilibrium systems among recent hunter-gatherers, in: *R. B. Lee/I. De Vore (Hg.)*, 1968, S. 229-240
- Blickle, P. (1981): *Deutsche Untertanen*. Ein Widerspruch, München
- Bohannan, P./Bohannan, L. (1968): *Tiv Economy*, Evanston
- Boserup, E. (1965): *The conditions of agriculture growth*. The Economics of agrarian change under population pressure, Chicago
- Dies. (1974): Environnement, population et technologie dans les sociétés primitives, in: *Annales* 29, 1974, 538-552
- Bourdieu, P. (1970): Klassenstellung und Klassenlage, in: Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt/M., 42-74
- Ders. (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Clark, C./Haswell, M. (1970): *The economics of subsistence agriculture*, New Haven/London
- Cox, B. (1973): *Cultural ecology: readings on the Canadian indians and eskimos*, Toronto
- McCloskey, D. (1975): The persistence of english common fields, in: W. N. Parker/E. L. Jones (Hg.), *European peasants and their markets*, Princeton, 73-119
- Ders. (1976): English open fields as behaviour toward risk, in: P. Uselding (Hg.), *Research in Economic History* 1, 1976, 124-170
- Davenport, W. (1978): *Jamaican fishing: a game theory analysis*, New Haven
- Dollfus, O. (1978): Les andes intertropicales: une mosaïque changeante, in: *Annales* 33, 1978, 895-905
- Eggers, P. (1984): *Das Konfliktverhalten der Hamburger Schiffszimmerer von 1710-1840*, M. A. Arbeit, Konstanz
- Elbs, E. (1988): "Die von Seculis her angewohnte Rebellionsseuche". Bäuerlicher Widerstand in der Grafschaft Hohenzollern 1584-1740, Weingarten
- Elwert, G./Wong, D. (1980): Subsistence production and commodity in the Third World, in: *Review* 3, N. 3, 1980, 501-522
- Fenoaltea St. (1976): *Risk, transaction costs, and the organization of medieval agriculture*, in: *Explorations in Economic History* 13, 1976, 129-151
- Ders. (1977): Fenoaltea on open fields: a comment, in: *Explorations in Economic History* 14, 1977, 402-404
- Flores Ochoa, J. A. (Hg.) (1977): *Pastores de puna*, Lima
- Ford, C. D. (1934): *A theoretical approach to rural land-use patterns*, London
- Fox, R. (Hg.) (1974): *Biosocial anthropology*, London
- Godelier, M. (1978a): L'appropriation de la nature: territoire et propriété dans quelques sociétés pré-capitalistes, in: *La Pensée*, No. 198, 1978, 7-50
- Ders. (1978b): Territory and property in primitive society, in: *Social Science Information* 17, 1978, 399-426. Demnächst in: Ders. (1987): *Natur, Arbeit, Geschichte* (Sozialgeschichtliche Bibliothek), Weingarten
- Gould, P. R. (1963): Man against his environment: a game-theoretic framework, in: *Annals of the Association of American Geographers* 53, 1963, 290-297
- Grißinger, A. (1981): *Das symbolische Kapital der Ehre*, Berlin
- Ders./Reith, R. (1986): Lehrlinge im deutschen Handwerk des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für Historische Forschung*, 1986
- Groh, D. (1971): Strukturgeschichte als »totale« Geschichte, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 58, 1971, 289-321

Die PROKLA

ist eine der wichtigsten theoretischen Zeitschriften der parteiunabhängigen Linken – deren Beiträge auch nach zwei Jahren noch lesenswert sind. Keine Tageskommentare, kein Organ einer Partei, aber auch kein journalistisches Feuilleton: eher eine Anregung zum gründlichen Nachdenken über den eigenen Tellerrand hinaus. Jedes Heft hat ein Schwerpunktthema, das von unterschiedlichen theoretischen Ansätzen her bearbeitet wird. Daneben gibt es Einzelbeiträge zu Fragestellungen, die von aktuellem politischem und wissenschaftlichem Interesse sind. Die Themen sind breit gefächert: die Entwicklungen des Weltmarkts sind uns ebenso wichtig wie die Politik der „Grünen“, die neuen Techniken, die Zukunft der Gewerkschaften, die Chancen der neuen Techniken und die des „Modell Japan“. Wir stellen aber auch zur Diskussion: Neuere Ansätze zur Klassentheorie, zur Geschichtsforschung, den methodologischen Individualismus, die französische Diskurstheorie, das Werk einflußreicher Gesellschaftswissenschaftler wie J. Habermas oder P. Bourdieu.

In den nächsten Heften fragen wir nach dem Verhältnis von „Ökonomie und Ökologie“, nach dem Zusammenhang von „Lokalem Staat und Kommunalpolitik“, nach den Perspektiven der „Reformen in Osteuropa“ und nach dem Verhältnis der „Intellektuellen“ zur Macht. – Und da wir die Bundesrepublik nicht für den Nabel der Welt halten, werden wir auch weiterhin anregende Beiträge aus dem Ausland publizieren. So wie in der Vergangenheit die Beiträge von: N. BOBBIO, M. BURAWOY, B. CORIAT/Ph. ZARAFIAN, R. COOMBS, J. ELSTER, G. GROUX/C. LEVY, K. HIOUSUKE, R. HYMAN, G. JUNNE, A. LOCKWOOD, A. LIPIETZ, P. MATTIK, A. PRZEWORSKI, M. REGINI, Ch. SABEL, G. THERBORN, St. WOOD, E.O. WRIGHT.

Die PROKLA wird herausgegeben von der „Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V.“ Sie ist finanziell unabhängig und erhält keinerlei Zuschüsse aus Geldwaschanlagen, öffentlichen Mitteln und dergleichen mehr. Daher ist sie auf die Unterstützung ihrer Leser angewiesen. **ABONNIEREN** können Sie die PROKLA in jeder **BUCHHANDLUNG oder direkt beim VERLAG**.

Ich abonniere die Prokla. Die Prokla erscheint viermal im Jahr und kostet mich jährlich statt 64 DM nur 52 (plus 4,50 DM Porto). Mein Abo beginnt mit dem aktuellen Heft _____. Bei Einrichtung eines Abos habe ich die Möglichkeit, bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachzubeziehen. Dabei bezahle ich von fünf Heften nur vier. Ein Angebot der lieferbaren Ausgaben erhalte ich mit der Abo-Rechnung.

Ich bestelle folgende Hefte einzeln:

Beim Abonnement ist mir bekannt, daß dieses erst wirksam wird, wenn ich es gegenüber dem **ROTBUCH VERLAG GMBH, POTSDAMER STR. 98, 1000 BERLIN 30**, binnen einer Woche nicht schriftlich widerrufe, wobei zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt.

Datum/Unterschrift _____

Adresse _____

Lieferbare PROKLAs

- | | | |
|---|--|--|
| Prokla 40:
„Modell Deutschland“ —
Anatomie und
Alternativen | Prokla 47:
Sozialdemokratie
macht keinen
Staat mehr | Prokla 54:
Gewerkschafts-
bewegung am Ende? |
| Prokla 41:
Blaupause für den
sozialen Frieden | Prokla 48:
Polen und die
Misere des
„realen Sozialismus“ | Prokla 55:
Neue Techniken |
| Prokla 42:
Internationale
(Unter-)Ordnungs-
politik | Prokla 49:
Sozialstaat in der
ZerreiBprobe | Prokla 56:
Ein zweiter CDU-Staat |
| Prokla 43:
Probleme mit dem
Klassenkampf | Prokla 50:
Marx und Marxismus | Prokla 57:
Krise der Ökonomie —
Versagen der
Krisentheorie |
| Prokla 44:
Neoliberale
Konterrevolution | Prokla 51:
Deutsche Farbenlehre | Prokla 58:
Klassen und Herrschaft |
| Prokla 45:
Wohnen — in Frieden? | Prokla 52:
50 Jahre danach . . . | Prokla 59:
Weltwirtschaftstango |
| Prokla 46:
...Fertig...Aus...Amen! | Prokla 53:
„Das Leben geht
weiter!“ | Prokla 60:
Jalta —
eine Kontroverse |
| | | Prokla 61:
Linke und Demokratie |

- | |
|--|
| Prokla 62:
Experimentierfeld
Arbeit |
| Prokla 63:
Geld |
| Prokla 64:
Gewerkschaft 2000
Wie beweglich
ist ein Tanker? |
| Prokla 65:
Zukunft des
Wohlfahrt-
staates |
| Prokla 66:
Modell Japan |
| Prokla 67:
Ökologie und
Ökonomie |

**Bitte
als
Postkarte
frankieren**

Name _____

Straße _____

Ort _____

Außerdem bitte ich Sie, mir Ihren Almanach
»Das kleine Rotbuch« kostenlos zuzuschicken.

**Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98**

1000 Berlin 30

- Ders. (1976): Basisprozesse und Organisationsprobleme, in: U. Engelhardt u.a. (Hg.), *Soziale Bewegung und politische Verfassung*, Stuttgart
- Ders. (1979): Base-processes and the problem of organization: outline of a social history research project, in: *Social History* 4, 265-283
- Ders. (1980): Zur Einführung, in: *E. P. Thompson*, (1980), 3-31
- Ders. (1982): Ethnologie als Universalwissenschaft, in: *Merkur* 36, 1217-1225
- Ders. (1985): Blick über die Grenzen, in: F. J. Brüggemeier, J. Kocka (Hg.), *„Geschichte von unten — Geschichte von innen“*, Kontroversen um die Alltagsgeschichte. Lehrbrief der Fernuniversität Hagen, 70-77
- Ders. (1986): „Spuren der Vernunft in der Geschichte.“ Der Weg von Jürgen Habermas zur „Theorie des kommunikativen Handelns“ im Schatten Max Webers, in: *Geschichte und Gesellschaft* 12, 443-476
- Ders./Groh, R. (1988): Der lange Weg von der schrecklichen zur erhabenen und schönen Natur. Zur Entstehung moderner Naturerfahrung am Beispiel des Hochgebirges, in: K. F. Weber (Hg.), *Der neuzeitliche Wandel des Naturbegriffs*, Konstanz, ca. 50 S.
- Humphreys, S. C. (1969): History, Economics and Anthropology. The Work of Karl Polanyi, in: *History and Theory* 8, 1969, 165-212
- Jochim, M. A. (1976): *Hunter-gatherer subsistence and settlement*. A predictive model, New York
- Johnson, A. W. (1971): Security and risk-taking among poor peasants: a brazilian case, in: G. Dalton (Hg.): *Studies in Economic Anthropology*, Washington, 143-150
- Johnson, M. (1980): Polanyi, Peukert and the Political Economy of Dahomey, in: *Journal of African History* 21, 1980, 395-398
- Keyder, C. (1974/75): Surplus, in: *Journal of Peasant Studies* 2, 1974/75, 221-224
- Krebs, R./Davis, N. (1978): *Behavioural Ecology*, Oxford
- Lattimore, O. (1951): The steppes of Mongolia and the characteristics of steppe nomadism, in: Ders., *Inner asian frontiers of China*, New York, 53-102
- Le Claire, E./Schneider, H. K. (Hg.) (1968): *Economic Anthropology: Readings in Theory and Analysis*, New York
- Lee, R. B. (1968): What hunters do for a living or how to make out on scarce resources, in: *R. B. Lee, I. De Vore (Hg.)*, (1968), 30-43
- Ders./De Vore, I. (1968): Problems in the studies of hunters and gatherers, in: *Dies. (Hg.)*, 1968, 3-20
- Dies. (Hg.) (1968): *Man the Hunter*, Chicago 1968
- Lips, L. (1947): *The origin of things*, New York
- Ders. (1953): Die Erntevölker, eine wichtige Phase in der Entwicklung der menschlichen Wirtschaft, in: *Ber. über die Verh. d. Sächs. Ak. d. Wiss. zu Leipzig*, Philolog.-hist. Kl. Bd. 101 (H. 1), Berlin, 1-18
- Lipton, M. (1968a): A game against nature: Theories of peasant decisionmaking and strategies of security, in: *The Listener* (28. 3. u. 4. 4.) 1968, 401-403, 437-439
- Ders. (1968b): The theory of the optimizing peasant, in: *Journal of Development Studies* 4, 1968, 327-351
- Löfgren, O. (1976): Peasant Ecotypes: Problems in the Comparative Study of Ecological Adaptation, in: *Ethnologia Scandinavica*, 100-116
- Malinowski, B. (1921): The Primitive Economics of the Trobriand Islanders, in: *Econ. Journal* 31, 1921, 1-16
- Mauss, M. (1975): Die Gabe. Über Formen und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften (1923/24), in: Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2, München, 9-144
- Murra, J. (1975): Formaciones económicas y políticas del mundo andino, Lima
- Netting, R. M. (1972): Of men and meadows: strategies of alpine land use, in: *Anthropological Quarterly* 45, 132-144
- Neumann, J. v./Morgenstern, D. (1944): *Theory of games and economic behaviour*, Princeton (revised ed. 1953)
- Nunez, L. (1978): L'évolution millénaire d'une vallée: peuplement et ressources à Tarapacá, in: *Annales* 33, 1978, 906-920
- Odum, E. P. (1963): *Ecology. The link between the natural and the social sciences*, New York

- Pastoral production and society* (1979), Cambridge University Press
- Peterson, N. (1972): Totemism Yesterday: Sentiment and Local Organization Among the Australian Aborigines, in: *Man* 31, 1972, 12-32
- Polanyi, K. (1978): *The Great Transformation*. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen (1944), Frankfurt
- Polgar, St. (1972): Population history and population politics from an anthropological perspective, in: *Current Anthropology* 13, 1972, 203-211
- Rapoport, A. (1966): *Two-person game theory: the essential ideas*, Ann Arbor
- Rappaport, R. A. (1971): The flow of energy in an agricultural society, in: *Scientific American* 225, 1971, 117-132
- Sabeau, D. (1973), Markets, uprisings and leaderships in peasant societies; Western Europe 1381-1789, in: *Peasant Studies Newsletter* 2, No. 3, 1973, 17-19
- Sahlins, M. (1972): *Stone age economics*, Chicago
- Salisbury, R. F. (1962): *From stone to steel*, Cambridge/Melbourne
- Salomon, F. (1978): Systemes politique verticaux aux marches de L'Empire Inca, in: *Annales* 33, 1978, 967-989
- Sauvy, A. (1969): *General Theory of Population* (1966), London
- Scott, J. C. (1976): *The Moral Economy of the Peasant*, New Haven/London
- Shantzis, S. B./Behrens III./William W. (1973): Population Control Mechanisms in a Primitive Society, in: D. L. and D. H. Meadows (Hg.), *Toward Global Equilibrium*, Cambridge, Mass. 1973, 257-288
- Sieferle, R. P. (1982): *Der unterirdische Wald*. Energiekrise und Industrielle Revolution, München
- Sussman, R. W. (1972): Child Transport, Family Size, and Increase in Human Population During the Neolithic, in: *Current Anthropology* 13, 1972, 258-259
- Schneider, H. K. (1959): Pakot Resistance to Change, in: William R. Bascom, Melville J. Herskovits (Hg.), *Continuity and Change in African Culture*, Chicago, S. 144-165
- Schulze, W. (1980): *Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit*. Stuttgart/Bad Cannstatt
- Ders. (Hg.) (1982): *Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit*, Frankfurt
- Thompson, E. P. (1980): Die 'moralische Ökonomie' der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, 1971, in: *Ders. 1980*, 66-130
- Ders. (1980): *Plebeische Kultur und Moralische Ökonomie*. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, hg. und eingel. von D. Groh, Berlin
- Thurnwald, R. (1923): Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus, in: *Die Hauptprobleme der Soziologie*, Bd. 1, München/Leipzig, 271-333
- Ders., (1932): *Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft im Lichte der Völkerforschung*, Berlin/Leipzig (Die menschliche Gesellschaft in ihren ethno-soziologischen Grundlagen, Berlin/Leipzig 1931-1935, 5 Bde.)
- Troßbach, W. (1987): *Soziale Bewegung und politische Erfahrung*. Bauernbewegung in hessischen Territorien 1648-1806, Weingarten
- Valensi, L. (1974): Anthropologie économique et Histoire: L'oeuvre de Karl Polanyi, in: *Annales* 29, 1974, 1311-1319
- Van der Pas, H. T. (1973): *Economic Anthropology, 1940-1972: An Annotated Bibliography*, New York
- Wilkinson, R. G. (1973), *Poverty and Progress*, London
- Wrigley, E. A. (1969): *Population and History*, London
- Yengogan, A. (1968): Demographic and Ecological Influences on Aboriginal Australian Marriage Sections, in: R. Lee, I De Vore (Hg.), 1968, 185-199
- Ders. (1972): Biological and Demographic Components in Aboriginal Australian Socio-Economic Organization, in: *Oceania* 43, 1972, 85-95

Elmar Altvater Ökologische und ökonomische Modalitäten von Zeit und Raum *

Wenn man den Zeitraum des Handelns auf Null reduzieren könnte, dann würde der physikalische Raum bedeutungslos werden. Solange dies nicht möglich ist, bleiben die Raumkoordinaten der Bezugsrahmen für jedes, also auch das soziale und ökonomische Handeln des Menschen. Die raum- und zeitlose Ökonomie gibt es folglich nur in neoklassischen Modellen der »reinen Ökonomie« (»the neoclassical mode of representing the production function ignores the time factor«, Georgescu Roegen 1971, S. 245), deren theoretische Qualität schon wegen dieser heroischen Abstraktionsleistung beschränkt ist. Auch wenn die Zeit des Handelns nicht auf Null reduziert werden kann, so heißt das noch lange nicht, daß nicht gerade dies angestrebt wird. Die Verkürzung der Zirkulationszeiten ist ein der ökonomischen Entwicklung immanentes Prinzip. Durch moderne Transport- und Kommunikationstechnologien ist die Bedeutung des Raums in seiner Quantität, d.h. mit seinen Distanzen und seiner Qualität, d.h. mit seinem physischen Relief und den ihn konkret charakterisierenden sozialen Strukturen, gemindert worden: Heute ist es möglich, in weniger als 10 Stunden die Distanz zwischen Berlin und New York zu überwinden, wozu noch vor 100 Jahren an die 20 Tage benötigt wurden. Auf »Knopfdruck können heute 500 Millionen Dollar von Singapur via London zu den Bahamas getelext werden, so, als ob zwischen diesen Orten keinerlei physische Distanz bestünde« (Smith, 1984). Mit der Loslösung des Geldes von seinem Material (Metall, Papier) und seiner Verwandlung in energetisches (elektronisches) Geld wird tatsächlich die Räumlichkeit der Geldzirkulation ein verschwindendes Moment, da mit Lichtgeschwindigkeit der Raum überwunden wird.

Die Zeit wird also verkürzt, um den Raum bedeutungslos zu machen. Und umgekehrt wird der physische Raum so zugerichtet, daß die Zeit des Handelns zusammengedrängt werden kann. Für die Beschleunigung des materiellen Transports ist der Raum nichts als ein Ensemble von Hindernissen; also sind die natürlichen, kulturellen, sozialen Hindernisse zu beseitigen. Die »Bemächtigung des Raums« (Moraes/da Costa 1984; Santos 1978; Lefebvre 1974; Soja 1985) zum Zwecke der Beseitigung von — der Beschleunigung von Produktions- und Transporthandeln im Wege stehenden — Hindernissen ist gleichzeitig »die Produktion des Raums«, die Errichtung einer »zweiten Natur«.

* Es handelt sich beim nachfolgenden Aufsatz um Überlegungen, die ausführlicher in einem im Herbst im VSA-Verlag erscheinenden Buch unter dem Titel »Sachzwang Weltmarkt — Verschuldungskrise, gescheiterte Industrialisierung, ökologische Gefährdung. — Der Fall Brasilien« dargelegt werden.